

5 Ergebnisse der Studie: Vier milieuspezifische Engagementmuster mit entsprechenden Fallportraits

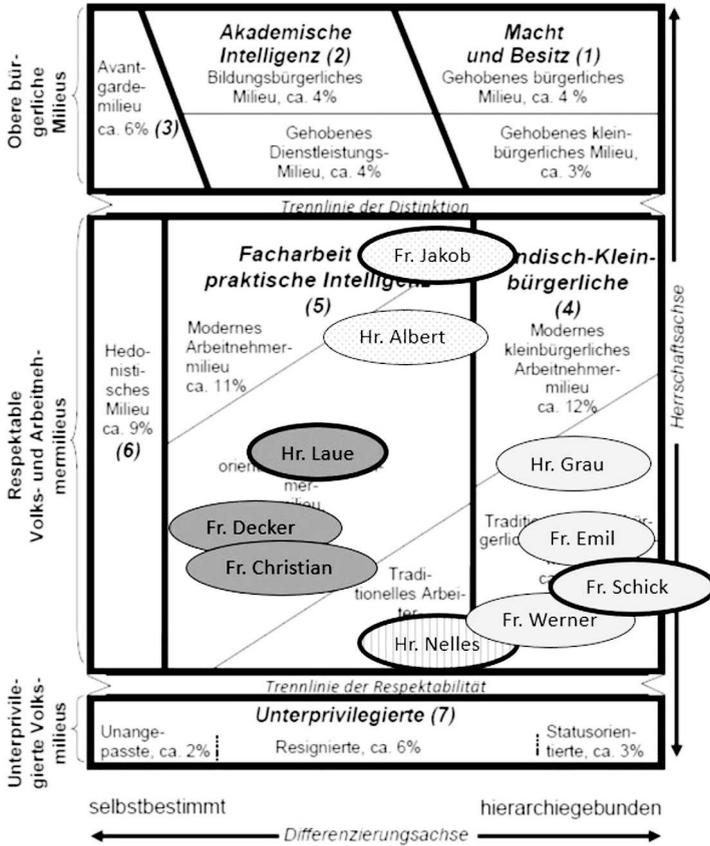
Das folgende Kapitel präsentiert die Ergebnisse der habitushermeneutischen Auswertung der zehn leitfadengestützten Interviews. Die neben den Interviewtranskripten vorliegenden Sozialraumtagebücher wurden im Rahmen der Auswertung für weiterführende Erklärungen herangezogen und dementsprechend in die Fallbeschreibungen eingebunden. Der gesamte Auswertungsprozess des empirischen Materials erfolgte in einem mehrschrittigen Verfahren: Zunächst entstanden für jedes Interview detaillierte Fallbeschreibungen, welche im Laufe der Auswertung in Bezug zueinander gesetzt wurden, so dass die Verortung der Fälle im sozialen Raum mit der Aufnahme weiterer Fälle zirkulär aktualisiert und angepasst werden konnte (zur Verortung der Fälle siehe Abb. 12).

Nach der Verortung der Fälle im sozialen Raum entstanden aus den Einzelfällen übergreifende Muster, zusammengefasst in Form von vier Engagementmustern, welche im Weiteren vorgestellt werden. Diese Engagementmuster sind als eine Zusammenführung der Fälle zu verstehen, die eine Nähe im sozialen Raum aufweisen und damit über einen ähnlichen habitusspezifischen Zugang zu Engagement verfügen (siehe Abb. 13).

Zur Veranschaulichung der Engagementmuster wird zu Beginn jedes Unterkapitels ein Fallportrait des Musters dargestellt (in Abbildung 13 jeweils fett umrandet), um am konkreten Einzelfall einen Einblick in Charakteristika des Musters zu geben. Dieser detaillierten Darstellung der jeweiligen Fallportraits liegt eine einheitliche Gliederung zugrunde, so dass beim Lesen eine bessere Vergleichbarkeit der Fälle herzustellen ist. Dementsprechend sind die detaillierten Fallbeschreibungen folgendermaßen aufgebaut: Nach einer Einführung in den Fall erfolgt die Darstellung der Engagementpraktiken. Hier werden die Tätigkeiten im Engagement sowie habitusspezifische Anliegen und Beweggründe für das Engagement erläutert. Darauf folgen die Skizzierung des wahrgenommenen Strukturwandels im Stadtteil sowie die Erläuterung zum Einfluss dieses Wandels auf die Engagementpraktiken. Anschließend wird die jeweilige Sicht auf das formelle Engagement erläutert, indem die Einschätzung der Arbeit von Vereinen und Initiativen dargestellt wird. In einem abschließenden Kapitel der Fallportraits

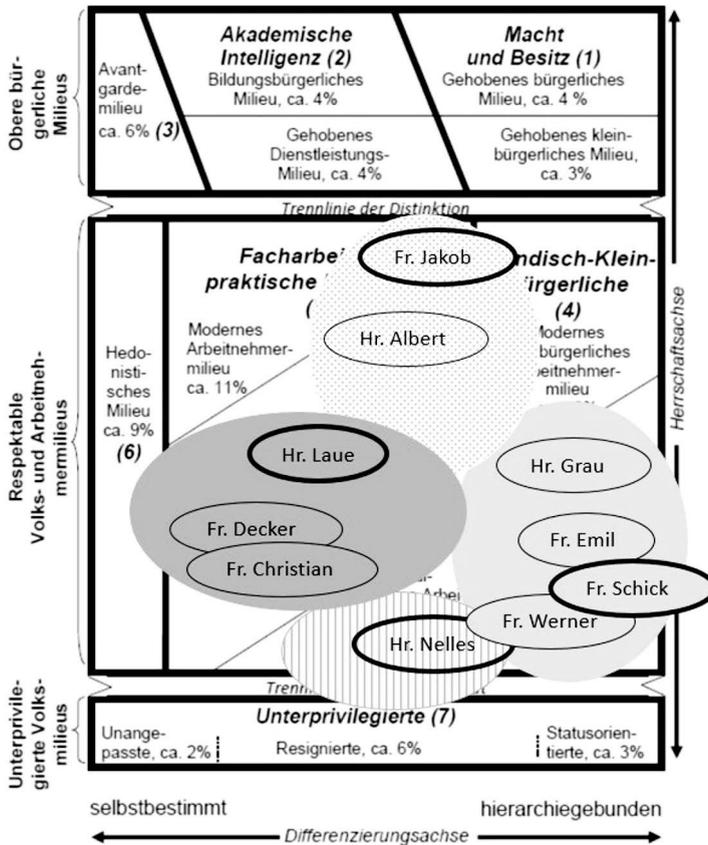
erfolgt eine Zusammenführung der beschriebenen Aspekte mit dem Fokus auf die Habitus- und Milieuspezifität.

Abbildung 12: Verortung der 10 Fälle in der Milieutypologie nach Vester et al. (2001)



Nach der Skizzierung des jeweiligen Fallportraits folgt im zweiten Unterkapitel der Einbezug weiterer Fälle des Engagementmusters (in der Kapitelüberschrift als Vergleichsfälle bezeichnet), um damit die Varianz innerhalb des Musters und unterschiedliche Ausprägungen, je nach Verortung der Fälle, veranschaulichen zu können. Die Darstellung des Einbezugs der Vergleichsfälle erfolgt anhand von thematischen Unterüberschriften, die aus dem Material heraus entwickelt wurden und durch welche die Charakteristika des Engagements im jeweiligen Muster deutlich werden. Im dritten Unterkapitel wird abschließend auf einem weiterführenden Abstraktionsniveau das Engagementmuster, losgelöst von den Einzelfällen, vorgestellt und dieses in den sozialen Raum eingeordnet.

Abbildung 13: Verortung der Engagementmuster in der Milieutypologie nach Vester et al. (2001)

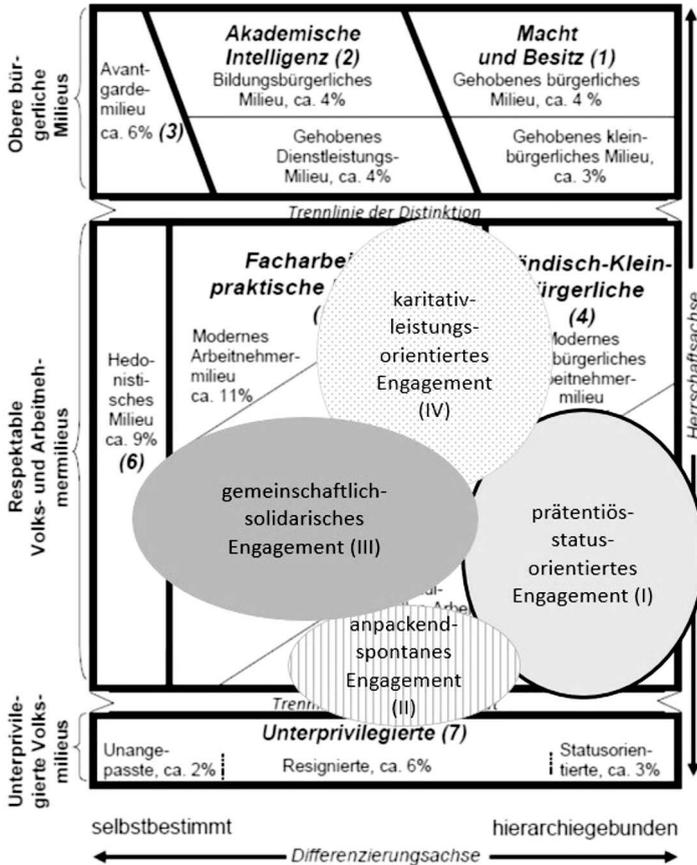


Die Reihenfolge der Darstellung der Engagementmuster orientiert sich am Auswertungsprozess: da die ersten Interviews mit Fällen des präventios-statusorientierten Engagements geführt wurden, begann mit diesen Fällen auch die Auswertung. Davon ausgehend wurden weitere Fälle erschlossen, indem eine mögliche Kontrastierung, aber auch vorhandene Parallelen zwischen Fällen leitend für die Auswahl der auszuwertenden Interviews war.

5.1 Engagementmuster I: Präventios-statusorientiertes Engagement

Das präventios-statusorientierte Engagementmuster beruht auf vier Fällen und lässt sich in der ständisch-kleinbürgerlichen Traditionslinie verorten, dort im traditionellen Kleinbürgerlichen Arbeitnehmermilieu. Die folgende Darstellung des Fallportraits von Frau Schick gibt einen ersten Einblick in Charakteristika des Engagementmusters, welches anschließend weiter ausgeführt wird.

Abbildung 14: Präntiös-statusorientiertes Engagement (Muster I) verortet in der Milieutypologie nach Vester et al. (2001)



5.1.1 Fallportrait Frau Schick: »Man kann sagen, wir ham hier eine Ordnung und da halten wir dran fest.«

5.1.1.1 Einführung in den Fall

Frau Schick (Jg. 1941) ist zum Zeitpunkt des Interviews 75 Jahre alt und in Großstadt aufgewachsen. Vor 48 Jahren bezog sie gemeinsam mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern eine Eigentumswohnung im Stadtteil, der zu diesem Zeitpunkt neu errichtet wurde. Frau Schicks Vater arbeitete nach einer Banklehre im Finanzwesen, hätte jedoch lieber ein Studium ergriffen, was aufgrund der finanziellen Situation der Familie allerdings nicht möglich war. Ihre Mutter, die sie selbst als »Top-Schülerin« und »weitaus

*Klügste der drei Geschwister*¹ beschreibt, konnte aufgrund von finanziellen Engpässen der Familie das Gymnasium nicht mit einem Abschluss verlassen, sondern begann frühzeitig eine kaufmännische Lehre.

Wie ihre Eltern erlebte auch Frau Schick selbst eine Einschränkung in der Wahl des eigenen Bildungswegs. Sie berichtet, dass sie sich als Kind mit Rücksicht auf die ökonomische Situation ihrer Eltern gegen den Besuch eines Gymnasiums entschieden und dafür die nahegelegene Realschule besucht habe, für die sie kein Bahnticket bezahlen musste.

Nach dem Abschluss an der höheren Handelsschule arbeitete Frau Schick als Sekretärin in einem großen Unternehmen und bezeichnet ihre berufliche Laufbahn als »*Karriere*« (Z. 558), die sie bestritten habe und bei der sie »*immer ganz vorne gewesen*« (Z. 1164) sei. Als Sekretärin habe sie gelernt, sich anzupassen und selbst zurückzunehmen. Diese Züge der Bescheidenheit und das sich selbst zurücknehmen für die Möglichkeit der beruflichen Sicherheit zeigen sich auch später als alleinerziehende Mutter, als sie ihren Kindern trotz finanzieller Engpässe ein Studium und eine Wohnung finanziert, damit sie einen »*anständigen Beruf*« (Z. 1207) erlernen konnten.

Im Gegensatz zu ihrem beruflichen Werdegang, auf den Frau Schick stolz ist, sieht sie die Heirat mit ihrem damaligen Mann als einen »*Fehltritt*« (Z. 1167). Nach der Geburt ihres zweiten Kindes trennte sie sich von ihm und lebt seitdem alleine. Die damalige Trennung von ihrem Mann war für sie mit Unsicherheit und Ängsten verbunden, denn als alleinerziehende Mutter machte sie sich hinsichtlich ihres Status im Stadtteil Sorgen, was sie rückblickend jedoch als unbegründet ansieht, da sie nicht die einzige alleinerziehende Mutter im Stadtteil gewesen sei.

Ihren momentanen Alltag beschreibt Frau Schick als »*Luxus*« (Z. 34) und genießt es, keinen Wecker stellen zu müssen oder ausreichend Zeit zum Lesen der Zeitung zu haben. »*Luxus*« sind für sie somit keine großen finanziellen Anschaffungen, sondern insbesondere die zur Verfügung stehende Zeit, Dinge zu tun, die für sie wertvoll sind.

5.1.1.2 Engagementpraktiken

Frau Schick engagiert sich in Gremien und Arbeitskreisen und bezeichnet dieses Engagement selbst als Ehrenamt. Sie berichtet im Interview von ihrem Engagement im Verwaltungsbeirat der Wohnungseigentümergeinschaft ihres Wohnhauses sowie in einem Arbeitskreis im Stadtteil, der eine jährlich stattfindende Seniorenwoche plant. Zudem organisiert sie als Leitung ein monatliches Mittagessen für alleinlebende Senior*innen in einer im Stadtteil ansässigen Pflegeeinrichtung. Diese an institutionelle Strukturen angebundene Tätigkeiten finden an festen Terminen statt und werden von ihr in den Tagesablauf eingeplant. Tage, an denen sie einem Ehrenamt nachgehe, seien daher keine »*normalen Tage*«: »*der normale Tag ist eben dann ohne Termine*« (Z. 93). Im Gegensatz zu ihrer Zeit als alleinerziehende Mutter und Berufstätige achtet sie aktuell darauf, keinen Stress aufkommen zu lassen und vermeidet daher zu viele Termine.

1 Diese Aussagen traf Frau Schick in einem Telefonat, welches einige Tage nach dem Interview für Rückfragen seitens der Interviewerin mit ihr geführt wurde.

In den von ihr übernommenen Ehrenämtern ist sie insbesondere für organisatorische und administrative Tätigkeiten (z.B. Anfertigung von Protokollen, Abrechnungen) zuständig, die für sie als ehemalige Sekretärin zu ihrem »Metier« (Z. 207) gehören. In ihren Ehrenämtern lässt sich eine Fortführung ihrer beruflichen Tätigkeit erkennen: Im Verwaltungsbeirat ihres Wohnhauses kontaktiert sie beim Ausfall der Heizung den Elektriker, für den Einbau neuer Aufzüge holt sie Angebote ein und sie informiert die Mieter*innen per Aushang über Neuigkeiten im Haus. Neben den organisatorischen Aufgaben ist sie zudem für alle »Schreibereien« (Z. 159) zuständig: »das Gegenlesen, Korrigieren, (...) ja (...) solche Sachen« (Z. 159-160).

Auch im Rahmen des von ihr organisierten gemeinsamen Mittagessens für alleinlebende Senior*innen in einer Altenpflegeeinrichtung im Stadtteil übernimmt Frau Schick insbesondere die organisatorische Abwicklung. Sie koordiniert die An- und Abmeldung und sammelt das Geld der Teilnehmenden ein: »Meine Aufgabe ist dann, das Geld zu kassieren, da bin ich natürlich akribisch ((lacht)).« (Z. 438-439) Früher hat Frau Schick auch das Essen an die anwesenden Senior*innen verteilt, doch mittlerweile werden sie gemeinsam durch Personal der Altenpflegeeinrichtung bedient: »schöner find ich´s jetzt, die bedienen uns« (Z. 419). Nicht nur das Bedienen der Teilnehmenden, sondern auch jahreszeitlich passende Dekoration sowie die Auswahlmöglichkeit zwischen zwei Mittagessen geben dem gemeinsamen Beisammensein eine festliche Atmosphäre und das Essen erhält den Charakter eines gemeinsamen Restaurantbesuchs statt des Essens in einer Pflegeeinrichtung. »Sonderwünsche« (Z. 430), wie beispielsweise das Bestellen eines zweiten Tellers Suppe eines älteren Herrn, passen aus Sicht von Frau Schick weniger zu diesem stilvollen Essen.

Am Beispiel des Anmeldeverfahrens betont sie ihre Leitungsposition in der Gruppe: »Leitung ich, Anmeldung bitte im Pfarrbüro xy« (Z. 457-458). Sie versteht sich insbesondere als Organisatorin des Mittagessens, wohingegen das gemeinsame Miteinander am Rande erwähnt wird, wie beispielsweise anhand folgender Situation: »Und dann, wenn ich sie mal ärgern will, dann sag ich hier is die Quittung ich bin nich mit dem Geld durchgebrannt ((lacht)). Also es wird viel gelacht.« (Z. 446-448) Hier hebt Frau Schick auf das gemeinsame Lachen in der Gruppe ab, jedoch haben Facetten von Spaß, Unterhaltung und Geselligkeit grundsätzlich wenig Raum in ihren Erzählungen über ihre Ehrenämter.

Auch im Arbeitskreis, der sich zur Vorbereitung einer Seniorenwoche im Stadtteil trifft und in dem Frau Schick seit zwölf Jahren mitarbeitet, wurde sie »für's Schriftliche und für's Organisatorische verhaftet, was ja mein Metier is« (Z. 206-207). Trotz dieser Aufforderung von Bekannten zur Mitarbeit ist es Frau Schick wichtig, über die von ihr übernommenen Aufgaben selbst zu entscheiden: »ich hab direkt gesagt, das und das mach ich nich, das will ich nich« (Z. 207-208). Sie ergreift Tätigkeiten, die ihr durch den damaligen Beruf der Sekretärin geläufig sind, was ihr eine gewisse Sicherheit in ihren Ehrenämtern bietet.

Die Wahl ihrer Ehrenämter erfolgt insbesondere durch eine direkte Ansprache von ihr bekannten Personen: so gelingt ihr der Zutritt zum Arbeitskreis über den Pfarrer der katholischen Kirche, der sie noch von ihrem damaligen Ehrenamt der Kommunion- und Bußvorbereitung kennt.

Neben dem hohen Arbeitspensum und der Menge an Arbeit, die zu bewältigen ist, (»Also vor Ort, ich bin gefragt« (Z. 147)/»Also das is im Moment s e h r v i e l a r b e i t.« (Z. 168)),

ist auch die getragene Verantwortung im Rahmen ihrer Tätigkeit von Bedeutung. Einfache Aufgaben, in denen es nicht um administrative Aufgaben geht, sondern eher um anpackende Tätigkeiten, werden von ihr an andere delegiert: »Ich geh natürlich nich in den Keller und putz den Keller, dafür haben wir unsere Firmen« (Z. 152-154). Die von ihr übernommenen administrativen Tätigkeiten übt sie gewissenhaft und professionell aus und nimmt diese sehr ernst. Ihre akribische Arbeitsweise zeigt sich beispielsweise daran, dass ihr wichtig ist, das vom Arbeitskreis erstellte Programm für die Seniorenwoche während der Bearbeitungszeit mit dem Hinweis »nur intern« zu kennzeichnen. Trotz dieses Hinweises sei in der Vergangenheit bereits ein Entwurf frühzeitig an die Öffentlichkeit gelangt, so dass falsche Daten bekannt gegeben wurden: »Sowas kann passieren, wir sind ja alle Laien, aber jeder gibt da sein bestes« (Z. 292-293).

Frau Schick ist im Arbeitskreis für die Verschriftlichung des Programms der Seniorenwoche am Computer zuständig, kann dieses jedoch aufgrund eines fehlenden Internetzugangs nicht per Mail verschicken, so dass das Programm anschließend eingescannt werden muss. Trotz dessen behält sie diese Aufgabe seit Jahren bei, die ihr eine gewisse Sicherheit und Routine bietet.

Die Übernahme organisatorischer und administrativer Tätigkeiten führt dazu, dass sie durch diese Ämter von Nachbar*innen und Bekannten im Stadtteil wahrgenommen wird und Anerkennung erfährt. Um ihre Tätigkeiten nach außen präsentieren zu können, arbeitet sie beispielsweise auch eng mit dem Vorsitzenden des Verwaltungsbeirates der Wohnungseigentümergeinschaft zusammen: »wir sind eigentlich immer nur ((lacht)) im Duett aufgetreten, da wussten die schon, da is wieder irgendwas« (Z. 149-151).

5.1.1.3 Auswirkungen des Strukturwandels im Stadtteil auf Engagement

Frau Schicks lange Wohndauer im Stadtteil von fast 50 Jahren sowie ihre ehrenamtlichen Tätigkeiten haben dazu geführt, dass sie bekannt wie ein »bunter Hund« (Z. 89) ist und sie sich zudem stark mit dem Stadtteil identifiziert: »ich bin halt Ureinwohner, Pionier« (Z. 482). Aufgrund dieser hohen Identifikation nimmt das Leben im Stadtteil viel Platz in ihren Erzählungen ein. Geprägt ist ihr Bericht über den Stadtteil von der Beschreibung eines Wandels, den sie im Interview immer wieder anhand eines Vergleichs der früheren Situation mit dem heutigen Zustand im Stadtteil erläutert.

Den in den 1960er Jahren neu gebauten Stadtteil beschreibt Frau Schick als sauber und ordentlich: »Wir hatten Fischteiche, es war alles neu, es war alles super schön, es war kein Dreck auf der Straße« (Z. 483-484). Der genannte »Dreck« als exemplarisches Beispiel für die heutzutage fehlende Sauberkeit im Stadtteil wird aus ihrer Sicht zusätzlich begleitet von einem schlechter funktionierenden Zusammenleben. Im Kontext dieses Zusammenlebens hebt Frau Schick immer wieder auf den Begriff der Gemeinschaft ab, in der man sich früher gegenseitig geholfen habe: »und die großartige Gemeinschaft, die wir früher waren, die ich da immer gepflegt habe [...]. Das is nich mehr« (Z. 563-565). Damals habe sie selbst diese Gemeinschaft aktiv mitgestaltet und auch heute noch sieht sie sich als Person, die sich für das Zusammenleben einsetzt. Ein Beispiel dafür ist der Austausch von Wohnungsschlüsseln unter den Nachbar*innen, um im Notfall Zugang zur Wohnung des jeweils anderen zu haben. Diese Praxis des Austauschs von Schlüsseln unter Nach-

bar*innen gehe zunehmend verloren, denn nicht jedem*r neuen Nachbar*in, der*die in den Stadtteil ziehe, werde der eigene Schlüssel ausgehändigt.

Neben einem Austausch von Wohnungsschlüsseln und einem dementsprechenden Vertrauensverhältnis in der Nachbarschaft sind nach Frau Schick gemeinsame Regeln für das Funktionieren der Gemeinschaft zentral. Diese Regeln des Zusammenlebens werden jedoch im Stadtteil zunehmend in Frage gestellt, so dass die Gemeinschaft bedroht zu sein scheint: »So ham wir das immer gehandhabt, nur plötzlich ham diese Regeln alle keine Geltung mehr und das kann's nich sein.« (Z. 938-939) Den zunehmenden Verlust der bestehenden Ordnung verdeutlicht sie an alltäglichen Beispielen: so wurde eine geplatzte Mülltüte mit entsprechendem Inhalt im Hausflur nicht beseitigt. Ebenso die Hausordnung habe keine Geltung mehr, dabei sei diese »nicht sehr rigide, [...], eigentlich ganz normal« (Z. 933-934). Ähnlich wie der Austausch von Hausschlüsseln ist auch die Einhaltung der Hausordnung eine Maßnahme, die für Frau Schick zentrales Merkmal für ein gutes Zusammenleben darstellt.

Den Wandel im Stadtteil und die Vernachlässigung bestehender Regeln erklärt Frau Schick mit einer veränderten Bewohner*innenstruktur. In den 1960er Jahren lebten zum Großteil Bundeswehrangehörige im Stadtteil, von denen sie einige persönlich kannte: »Leute, äh, mit Herz und Verstand und [...] gehobener Dienst und sowas« (Z. 516). Mittlerweile habe jedoch ein ständiger Ein- und Auszug dazu geführt, dass die Bewohner*innenschaft heterogener würde und zudem eine Anonymität entstände. Neben dieser Anonymität sieht Frau Schick die Gruppe der geflüchteten Menschen als Ursache für die schwindende Gemeinschaft: »da wohnt jemand aus Afghanistan mit dem ich mich gar nich verständigen kann. (.) Da geb ich natürlich keinen Schlüssel hin. Und ich finde das is auch legitim wenn ich sage, ich hab da ein gesundes Misstrauen« (Z. 909-912). Das Zusammenleben wird von Frau Schick nicht nur aufgrund mangelnder Kommunikationsmöglichkeiten problematisiert, sondern der von ihr beschriebene Verlust der bestehenden Ordnung wird ebenfalls mit dieser Gruppe verbunden: »wenn der mir den Müll vor die Türe schmeißt dann bin ich schon mal erst bedient. Dann sprech ich den ganz ruhig an, aber wenn es dann nich nützt, dann sag ich (.) mit dem will ich nicht auf Kontakt kommen.« (Z. 917-919)

Die durch gemeinsame Regeln und eine damit verbundene Ordnung getragene Gemeinschaft, wie sie früher im Stadtteil wahrgenommen wurde, grenzt Frau Schick im Interview jedoch deutlich von Freundschaften ab: »Da würd ich nich sagen, das war ne Freundschaft, wir haben uns nich in die Töpfe geguckt, aber äh wenn's also brannte« (Z. 856-857). Wichtig ist ihr in der Gemeinschaft eine förmliche Distanz, die deutlich macht, dass die Nachbarschaft nicht für informelle, spontane Besuche zuständig ist, sondern insbesondere in besonderen Notfällen in Kraft tritt. Als Beispiel erläutert sie, dass bei einem ihrer Nachbarn während dessen Urlaub ein Wasserschaden auftrat und sie sich um die Situation gekümmert habe: »Da kriegt man erst mal so ne Art Panik aber dann ((atmet schwer aus)) dann ruf ich nur an, dann weiß ich was ich zu tun habe« (Z. 869-871). Geleitet durch ihr Pflichtbewusstsein agiert sie auch hier wie in ihren Ehrenämtern als verantwortungsvolle Person, die die organisatorische Abwicklung übernimmt und auch in schwierigen Situationen einen kühlen Kopf behält.

Der von Frau Schick dargestellte Wandel des Zusammenlebens im Stadtteil bewegt sie auch emotional, was im Interview an einem deutlichen Bruch in ihrer Sprache erkennbar wird. So legt sie ihren eloquenten Sprachstil in diesen Passagen ab. Die zuneh-

mende Vermüllung des Stadtteils versucht sie beispielsweise aufzuhalten, indem sie die Leute »ankackt« (Z. 556): »Ich scheiße sie zusammen, wenn ich sie erwische.« (Z. 559) Sie übernimmt mit ihrem Verhalten, welches durch disziplinierende Züge gekennzeichnet ist, im Stadtteil die Rolle der Ordnungshüterin. Da das Aufstellen einer »Privatpolizei« (Z.1000) leider nur »Wunschdenken« (Z.1001) sei, übernimmt sie selbst diese Aufgabe.

Als Motivation für ihr Handeln nennt Frau Schick immer wieder ihre Zukunft, denn sie wolle weiterhin im Stadtteil wohnen bleiben. Neben der zu erhaltenen Lebensqualität benennt sie zudem einen ökonomischen Faktor: »man hat sich hier n Eigentum geschaffen [...], das man ja auch erhalten möchte und der Wert wird natürlich runtergewirtschaftet, wenn sie sowas tolerieren« (Z. 959-962).

Der von ihr vollzogene Kampf zur Aufrechterhaltung der Ordnung und die dahinterstehende Angst vor einem Statusverlust ist für sie mittlerweile mühsam und sie ist sich unsicher, wie lange sie diesen Kampf noch durchhalten kann oder ob sie diesen nicht bereits verloren hat: »Ich kann es nich schaffen, es geht nich« (Z. 566). In ihren Erzählungen werden ein großes Leiden und ein Unverständnis hinsichtlich des gesellschaftlichen Wandels deutlich. Daher versucht sie mit allen Mitteln an der alten Form der Gemeinschaft festzuhalten, da für sie eine neue Form des Zusammenlebens im Stadtteil nicht denkbar scheint.

5.1.1.4 Sicht auf institutionelles Engagement

Durch Frau Schicks Mitarbeit in Initiativen und Gremien will sie selbst einen aktiven Beitrag dazu leisten, die Ordnung im Zusammenleben aufrechtzuerhalten. Zudem dient die Wahl von Ämtern dazu, das eigene Tun in der Öffentlichkeit darstellen zu können. Dabei weist sie eine Nähe zu Vereinen auf und bewegt sich selbstsicher in institutionellen Strukturen. Hier sucht sie teilweise auch die Nähe zu höhergestellten Personen, wie beispielsweise beim Bürgerverein, in dem sie selbst Mitglied ist, aber keinen aktiven Posten innehat. Insbesondere die Leitung des Bürgervereins, »die Dame, die an der Spitze steht« (Z. 535), hebt Frau Schick hervor, denn sie sehe die wirklichen Probleme im Stadtteil. Der Bürgerverein kümmert sich insbesondere um das Ansehen und Image des Stadtteils, so zum Beispiel durch regelmäßige *Sauberermachaktionen*. In diesen Aktionen findet sich auch Frau Schick mit ihren Anliegen wieder.

Aufgrund der beschriebenen hohen Identifikation mit dem Stadtteil möchte Frau Schick auch bis zum Lebensende mit einer entsprechenden Lebensqualität im Stadtteil wohnen bleiben: »Ja, wenn ich mich dann entschieden habe, ich will hier lebenswert bleiben bis ich mal die Löffel abgebe, dann muss ich mich auch einsetzen.« (Z. 653-655) Da die öffentliche Hand sich nicht ausreichend um den Stadtteil kümmere, sieht sie jede*n Einzelne*n in der Verantwortung, das Wohnumfeld aktiv mitzugestalten: »Und das hat uns keiner von der Stadt hier hin gesetzt. Das sind alles Privatinitiativen« (Z. 1042-1043). Wie in ihren Ehrenämtern findet sich auch hier ein grundsätzliches Pflichtgefühl, welches Frau Schick den Bürger*innen zuschreibt. Die Bürger*innen sollen ihrer Ansicht nach selbst aktiv werden und sich in ihrem Wohnumfeld engagieren, da andere Akteur*innen, wie die Politik, diese Verantwortung nicht übernehmen.

Sie sieht sich hier aber nicht alleine in der Rolle der aktiven Person, die für die Aufrechterhaltung von Ordnung sorgen möchte, sondern findet Unterstützung bei vie-

len anderen Nachbar*innen »die sich hier wohlfühlen und die hier bleiben möchten und die kämpfen für den Stadtteil« (Z. 670-672). Ihre emotionale Betroffenheit zeigt sich auch an dem von ihr häufig verwendeten Motiv des Kampfes zum Erhalt der bestehenden Ordnung. Zu diesen engagierten Leuten zählt sie insbesondere Personen aus institutionellen Strukturen und Gremien, in denen sie tätig ist, wie beispielsweise den Verwaltungsbeirat ihres Wohnhauses. In dieser Gemeinschaft scheint sie sich stark zu fühlen und emotionale Unterstützung hinsichtlich ihrer Anliegen zu finden.

5.1.1.5 Zusammenfassung: habitusspezifischer Zugang zu Engagement

Frau Schick engagiert sich zum einen in klassischen Ehrenämtern und zum anderen für das Zusammenleben, indem sie gegenüber ihren Mitmenschen im Stadtteil als »Ordnungshüterin« auftritt. Geeint werden diese Tätigkeiten in dem Anliegen, die Ordnung und Regeln des Zusammenlebens zu bewahren.² Die Wahrnehmung eines zunehmenden Verlusts von Regeln und Ordnung im Zusammenleben führt zu großer Unsicherheit. Daher soll das eigene Engagement dazu dienen, Sicherheit zu erhalten. Dieses Bedürfnis nach Sicherheit führt auch dazu, dass Frau Schick in ihren Ehrenämtern insbesondere Aufgaben wählt, die an ihrer beruflichen Tätigkeit als Sekretärin anknüpfen. Sie bewegt sich damit im Bereich des ihr Möglichen. Nicht nur die Tätigkeit selbst gibt Frau Schick eine Sicherheit, sondern auch die fixen Termine bieten eine Planungssicherheit. Zudem sind ihre ehrenamtlichen Tätigkeiten durch ein starkes Pflichtgefühl und den Anspruch, professionell und akribisch zu arbeiten, gekennzeichnet. Hier fordert sie von sich selbst sowie den anderen Ehrenamtlichen eine bestmögliche Leistung ein. Diese asketischen Züge werden untermauert durch einen geringen Anteil von Geselligkeit und Spaß sowohl im Engagement wie auch in Freizeitbeschäftigungen (so wird beispielsweise der eigene Fernsehkonsum streng normiert).

Frau Schick gelingt es, durch die Übernahme eines Amtes ihr Engagement nach außen sichtbar zu machen und in ihrer Funktion in der Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden. Damit erhält ihr Tun eine Wertigkeit im öffentlichen Raum. Zwischenmenschliche Beziehungen werden von ihr im Gespräch hingegen kaum näher ausgeführt und ihre Tätigkeiten eher als formale, bürokratische Aufgaben erläutert, die es zu organisieren gilt. Sie bewegt sich hierbei selbstsicher in hierarchisch organisierten Institutionen und Gremien. Dort, wo sie nicht selbst die Leitung innehat, sucht sie die Nähe zu Vorsitzenden (wie im Verwaltungsbeirat) und übernimmt die Delegation von Aufgaben nach unten. Dieser Statusorientierung verleiht sie unter anderem auch durch ihre Sprache Ausdruck, in der sie auf militärisches/polizeiliches Vokabular zurückgreift (Pionier im Stadtteil, Massierung von Menschen mit Migrationshintergrund). Mit dem Begriff der Verhaftung weist sie darauf hin, dass sie seitens der Gremien angesprochen und damit um ihre Mitarbeit gebeten wird. Ihren ehrenamtlichen Tätigkeiten liegt weniger Freiwilligkeit als eher Pflicht und Selbstverpflichtung zugrunde. Zudem findet sich in

2 Nur vereinzelt lassen sich Brüche hinsichtlich ihrer Orientierung an Konventionen erkennen, wie beispielsweise im privaten Bereich bei ihrer Scheidung. In ihrer Ehe scheint der persönliche Leidensdruck zu hoch gewesen zu sein, um diese den Konventionen entsprechend fortzuführen.

ihrer Sprache häufig die Formulierung »was man so...« (»Was man so isst«, Z.44; »Anziehen nach Tageszeit, was man so hat«, Z.58). Abweichungen von dieser Norm werden in ihren Erzählungen hervorgehoben, wie beispielsweise der von ihr als »Sonderling« bezeichnete Bruder der Mutter. Diesen von ihr vorgenommenen Abwertungen stehen im Interview auch Aufwertungsstrategien gegenüber (beispielsweise bei der Beschreibung ihrer Mutter als »Top-Schülerin«).

In gleicher Weise, wie Frau Schicks Ehrenämter vorzeigbar sind, hat auch der Stadtteil vorzeigbar zu sein, denn insbesondere zu viel Müll und ein ungepflegter Eindruck werden von ihr bemängelt. Daraus ergibt sich ihr informelles Engagement, indem sie durch Mahnungen und Vorschriften an ihre Mitbürger*innen den früheren gepflegten Zustand im Stadtteil wieder herstellen möchte. Auch das Appellieren an die Hausordnung als zentrales Element zum Zusammenleben ist ein Versuch der Wiederherstellung der früheren Ordnung. Der Strukturwandel im Stadtteil ist von ihr mit einer großen Angst besetzt, denn dauerhafte Beziehungen sowie ein Austausch unter Nachbar*innen aufgrund mangelnder Verständigungsmöglichkeiten sind nicht mehr vorhanden.

Nachbarschaft bedeutet für Frau Schick weniger informelle und ungezwungene Geselligkeit, sondern eher die Unterstützung und Hilfe in Notsituationen, die nicht alleine bewältigt werden können. Das Wissen darüber, auf bestimmte Nachbar*innen in solchen Situationen zurückgreifen zu können, gibt Frau Schick ebenfalls eine Sicherheit im Zusammenleben, denn der von ihr beschriebene Struktur- und Wertewandel im Stadtteil verunsichert sie.

Der von ihr mit kämpferischer Haltung eingeforderte Versuch, die Gemeinschaft wiederherzustellen, wird für sie zur Belastungsprobe. Auf der einen Seite übernimmt sie die Rolle der Ordnungshüterin und weist ihre Mitmenschen zurecht. Dabei zeigt sich ein elitäres Denken, indem von ihr immer wieder auf geflüchtete Menschen abgehoben wird, denen sie mit Ressentiments begegnet und die sie als Ursache für die Probleme im Stadtteil sieht. Auf der anderen Seite merkt sie an, dass sie das frühere Zusammenleben im Stadtteil nicht wiederherstellen kann. So finden sich im Interview Passagen, in denen sie einerseits ein Gefühl der Ohnmacht erkennen lässt, andererseits jedoch wieder eine kämpferische Haltung einnimmt.

5.1.2 Vergleichsfälle

Eine Nähe zu Frau Schicks Engagementpraktiken findet sich bei drei weiteren Fällen (Frau Emil, Herr Grau und Frau Werner), deren Engagement bezugnehmend auf die vorangegangenen Ausführungen im Folgenden skizziert wird.

Wahl von Ehrenämtern zur Sicherung des sozialen Status

Die im vorherigen Kapitel dargestellten Engagementpraktiken zur Aufrechterhaltung einer Ordnung im Zusammenleben werden bei Frau Schick begleitet durch eine Statusorientierung. Indem sie ihrem Engagement in Ämtern nachgeht, kann sie diese nach außen sichtbar machen und als bedeutsame Person im Stadtteil wahrgenommen werden.

Eine Parallele zeigt sich diesbezüglich bei Frau Emil, die sich im Interview ebenso als beschäftigte und gefragte Person im Stadtteil präsentiert, indem sie auf ihre zahl-

reichen Ehrenämter verweist, sowie auf ihr über Jahre aufgebautes Netzwerk und die vielen Kontakte im Stadtteil (*»Ich kenn die Namen, ich weiß was los is hier, ne«, Z. 79*). Wie bei Frau Schick gehört zu dieser Gremienarbeit der Vorstand des Verwaltungsbeirats der Wohnungseigentümergeinschaft ihres Wohnhauses. Hier vertritt Frau Emil bei Bedarf ihren Ehemann, der sich im Vorstand engagiert. Zudem ist Frau Emil Vorstandsmitglied des Bildungswerks im Stadtteil sowie aufgrund ihrer Nähe zur katholischen Kirche in verschiedenen Gruppen der Kirchengemeinde aktiv. Auch sie übernimmt wie Frau Schick in diesen Gremien administrative und organisatorische Aufgaben und wird ebenfalls für die Aufgabe im Bildungswerk vom Vorstand angefragt: *»Und auf einmal tipp-te mein Nachbar mich, der im Vorstand war, an und da sagt er, wie is es denn mit ihnen. [...] Ja (...) nee sag ich, das kann ich nicht« (Z. 786-791)*. Auf diese Anfrage zur Mitarbeit reagiert sie nicht selbstbewusst, sondern zunächst unsicher und fragend, entscheidet sich schließlich aber doch für die Übernahme dieses Ehrenamtes.

Konfrontiert sehen sich Frau Schick und Frau Emil mit einer nachlassenden Gemeinschaft im Stadtteil, die zu früheren Zeiten durch ein Vertrauen gekennzeichnet war, so dass auch gegenseitig Wohnungsschlüssel ausgetauscht wurden, um sich in Notsituationen helfen zu können. Frau Schick sieht insbesondere die zunehmende Anzahl von Menschen mit Migrationshintergrund und die fehlende Möglichkeit der Kommunikation als Ursache für diesen Wandel. Frau Emil kritisiert zudem die jüngere Generation für ihre fehlende Disziplin und ihr fehlendes Interesse, was auch Auswirkungen auf ihre Ehrenämter habe. Junge Familien bringen sich aus ihrer Sicht nicht mehr in die Vereine und Initiativen ein und seien auch nicht mehr bereit, Stadtteil- oder Straßenfeste zu organisieren. Damals sei hingegen das Mitwirken in den Vereinen eine Selbstverständlichkeit gewesen: *»Wer hier was auf sich gesetzt hat und was mitmachen wollte, der war im Bildungswerk Mitglied, um das zu unterstützen.« (Z. 782-783)* Heute gebe es aus ihrer Sicht jedoch kaum noch Interessen: *»ja Fitnesscenter vielleicht noch« (Z. 937-938)*. Diese nachlassende Disziplin der jüngeren Generation begegne ihr auch in der Arbeit des Verwaltungsbeirates der Wohnungseigentümergeinschaft, die zunehmend herausfordernd werde, da alle nur Rechte, aber keine Pflichten kennen würden: *»es kann nicht einer machen was er will, dann muss er sich n Haus [...] bauen. Nur so kann man leben miteinander« (Z. 1159-1161)*. Die Bereitschaft, sich in die Gemeinschaft zu integrieren und Konventionen zu folgen, vermisst sie bei den jüngeren Bewohner*innen im Haus.

Aufrechterhaltung von Ordnung und Sicherheit durch informelles Engagement

Neben den beschriebenen Ehrenämtern engagiert sich Frau Emil zudem in ihrem Wohnhaus, welches zehn Mietparteien umfasst. Diese Hausgemeinschaft gibt ihr eine Sicherheit in der sich zunehmend wandelnden Zeit und daher ist es ihr ein Anliegen, das harmonische Miteinander wie in vergangenen Zeiten wieder herzustellen. Diese Hausgemeinschaft ist für Frau Emil nicht nur für Hilfe in Notsituationen eine Unterstützung (wie bei Frau Schick), sondern zudem auch geprägt durch ein alltäglich wertschätzendes Miteinander im Rahmen kleiner Unterstützungsleistungen. So legt sie beispielsweise einer befreundeten Nachbarin morgens die Zeitung vor die Tür, wenn sie selbst vom Briefkasten zurückkehrt. Auch kleine Überraschungen im Alltag zählen dazu (*»da stand in unserem Kühlschranks ne Schüssel Kartoffelsalat«, Z. 346-347*). Das Miteinander in der

Hausgemeinschaft ist ihr so wichtig, dass sie beispielsweise auch aktiven Einfluss auf die Vermietung der Wohnungen im Haus nimmt. Aufgrund ihrer Netzwerke lässt sie ihre Kontakte spielen und stimmt beispielsweise einer Neuvermietung an einen jungen Mann zu, dessen Herkunft sie kennt (*»Ich weiß, wo der herkommt, aus welchem Stall. [...] der ist in der Gemeinde engagiert, sauber, ordentlich, erzogen«*, Z. 1113-1116). Demgegenüber fühlt sie sich von einer afrikanischen Familie im Wohnhaus gestört. Nicht nur die Lärmbelästigung wird von ihr an dieser Stelle kritisiert (insbesondere der jüngere Sohn, den Frau Emil als *»kleinen Satan«* (Z. 1340) bezeichnet, sei aus ihrer Sicht für den Lärm verantwortlich), sondern auch die für sie fremden Gerüche werden als störend empfunden. Ebenso kritisiert sie als gläubige Katholikin den nicht angemessen gelebten Glauben der Familie: *»obwohl die sagen, sie wären Christen [...]. Die haben unsere Kirche noch nie von innen gesehen«* (Z. 136-137). Frau Emil berichtet davon, dass sie den Vater der Familie bereits aufgefordert habe, sich mit seiner Familie endlich an die Regeln der Hausgemeinschaft zu halten. Wie Frau Schick tritt auch Frau Emil in dieser Situation kämpferisch auf, den früheren Zustand des an Konventionen orientierten Zusammenlebens aufrecht zu erhalten.

Die bei Frau Emil zu findende kämpferische Haltung, die alten Zeiten des Stadtteils wieder aufleben zu lassen, findet sich auch in weiteren ehrenamtlichen Tätigkeiten. Um den Stadtteil ansehnlich und schön zu halten, bepflanzte sie beispielsweise Blumenbeete im Stadtteil, für die das Bildungswerk eine Patenschaft übernommen hat. Nachdem diese jedoch immer wieder zeitnah verdreckt waren, hat sie ihr Engagement mittlerweile resigniert eingestellt (*»Wir waren es so satt«*, Z. 212). Weist sie die Jugendlichen freundlich darauf hin (*»man muss ja immer freundlich sein«*, Z. 165-166), den Müll in den vorgesehenen Mülleimer zu entsorgen, würden diese sie nur auslachen. Da sie ihre eigenen Kinder zu *»ordentlichen Leuten«* erzogen habe, habe sie es nicht nötig, sich von Jugendlichen dementsprechend behandeln zu lassen: *»ich hab meine Kinder erzogen, dass sie [...] anständig sind, sag ich, wenn so einer zu mir sagt, was willst du, blöde alte Tussi, verpiss dich, sag ich, das hab ich nicht nötig«* (Z. 196-199).

Dieses Engagement zur Gestaltung eines vorzeigbaren und sauberen Stadtteils findet sich ebenfalls bei Herrn Grau, dem dritten Fall in diesem Engagementmuster. Regelmäßig hat dieser eine an sein Wohnhaus grenzende Grünfläche gereinigt und von Müll befreit, dies mittlerweile jedoch wie Frau Emil aufgrund des fehlenden Erfolgs eingestellt. Deutlich wird an dem Einstellen des Engagements eine eingetretene Ohnmacht, gegen die Zustände und den Wandel im Stadtteil doch nicht anzukommen. Trotz teilweise erreichter Erfolge (so konnte Herr Grau beispielsweise gemeinsam mit seinem Nachbarn bewirken, dass eine Reinigungsfirma für das Treppenhaus beauftragt wird, da nur ein paar, aus seiner Sicht meist deutsche Bewohner*innen selbst die Reinigung durchgeführt hätten (*»wir sind doch auch nicht die Blödel von denen«*, Z. 169), wird langfristig kaum eine Möglichkeit der Einflussnahme gesehen. Neben den bereits genannten, für die fehlende Sauberkeit im Stadtteil und die nachlassende Gemeinschaft verantwortlich gemachten Gruppen (Menschen mit Migrationshintergrund, jüngere Familien) sieht Herr Grau insbesondere die Kinder und Jugendlichen als Verursacher der zunehmenden Vermüllung. Ihnen gegenüber tritt er im Stadtteil dominant, teilweise auch gewaltvoll und drohend, auf:

»und ich hau ihm einen auf die Finger. Hätt ich besser vielleicht nicht machen sollen, es is nix weiter passiert, ne. Er guckte wie vom Blitz getroffen, sehr wahrscheinlich war das der erste Schlag, den er im Leben bekommen hatte, ne und ich hab gesagt, wenn ich dich nochmal erwisch, ich sach, dann versol ich dir den Hintern, dass du nich mehr weißt wie du heißt.« (Z. 181-186)

Die für Herrn Grau zentralen Prinzipien von Disziplin und Gehorsam vermisst er bei den Kindern und Jugendlichen. Eine für ihn gute Nachbarschaft, geprägt durch ein angepasstes und unauffälliges Zusammenleben, gebe es kaum noch. Die wenigen Nachbar*innen, zu denen er einen guten Kontakt hat, beschreibt er folgendermaßen: *»Die hörst du und siehst du nich.« (Z. 136-137)*

Ebenso findet sich beim vierten Fall des Musters, Frau Werner, die Beschreibung eines Gemeinschaftsverlusts, der in ihrem Fall zu einer enormen Verunsicherung führt. Insbesondere aufgrund einer zunehmenden Kriminalität habe sie Angst, sich alleine im Stadtteil zu bewegen: *»da standen dann so drei, vier, so undefinierbare Typen. Ich hatte also echt Angst, ja« (Z. 367-368).* Auch sie macht für diesen Wandel insbesondere Menschen mit Migrationshintergrund verantwortlich (diese hielten sich nicht an die Straßen- und Verkehrsordnung, würden ihre Hunde nicht anleinen, seien für Drogendelikte verantwortlich etc.). Diese Wahrnehmung führt vermutlich auch dazu, dass sie trotz ihrer Mitarbeit im Bürgerverein bisher noch nicht das vom Bürgerverein organisierte Café für geflüchtete Menschen besucht hat, bei dem es um ein erstes Kennenlernen gehe: *»meine Absicht ist immer mal hinzugehen, aber irgendwas hält mich davon doch ab« (Z. 427-428).*

Sie fühlt sich als Deutsche in ihrem Stadtteil nicht mehr sicher, worüber sie so verärgert ist, dass sie in diesen Situationen ihre Ängstlichkeit ablegt. Ähnlich wie die anderen Fälle tritt auch sie als Ordnungshüterin auf (*»Aber man kann doch nicht als-, immer den Mund halten«*, Z. 444). Ihren über Jahre angestauten Frust lässt sie in folgender Passage freien Lauf:

»((spricht lauter)) die sollten sich mal langsam integrieren, ja. Was denken sie, wenn ich das in Istanbul machen würde. Was da los wäre. Da traut man sich ja erst gar nicht, das zu machen, würde man sich das gar nicht trauen. Aber hier denken die Herrn haben Narrenfreiheit. Und das is eben das erschreckende, dass man als Deutscher sich nicht mehr traut ähm, auf irgendetwas hinzuweisen (.) ohne ne blöde Antwort zu kriegen.« (Z. 476-481)

Ihre Enttäuschung zeigt sich insbesondere durch den Hinweis, dass sie sich in der Türkei nicht dementsprechend verhalten würde und somit auch von den Gegenseite ein Anpassen und Integrieren verlangt, welches sie jedoch nicht wahrnimmt. Sie hat das Gefühl, als deutsche Frau in ihrem eigenen Land nicht mehr für Sicherheit und Ordnung sorgen zu dürfen. Der erste Satz in ihrem Statement hebt zudem auf eine zeitliche Dimension ab, indem sie deutlich macht, dass sie nicht noch länger bereit sei, darauf zu warten, bis sich die anderen integrieren. Ihre Geduld scheint daher am Ende und ein Gefühl der Ohnmacht eingetreten zu sein.

Demgegenüber sieht Frau Werner in ihrem Familien- und Freundeskreis die Möglichkeit, Einfluss zu nehmen und durch kleine Hilfen Unterstützung zu bieten. Doch auch hier nimmt sie einen Wandel wahr, den sie anhand eines zunehmenden Egoismus

skizziert: *»Jeder lebt für sich alleine und jeder ist nur auf seinen Vorteil bedacht«* (Z. 1016-1017). Als Beispiel führt sie an: obwohl eine Freundin mit ihren eigenen Kindern in einem Haus wohne und unterstützungsbedürftig sei, sei das Verhältnis nicht so, *»wie es sein sollte äh und äh, was mich etwas erschreckt letztendlich«* (Z. 74-75). Frau Werner verweist damit auf eine fehlende Unterstützung innerhalb der Familie und vermittelt damit eine klare Vorstellung davon, wie das System Familie aus ihrer Sicht zu funktionieren habe. Da die Familie ihre Freundin nicht entsprechend unterstütze, übernimmt sie diese Aufgabe.

Auch Herr Grau berichtet von zahlreichen informellen Hilfeleistungen, die er unter Freund*innen und in der Nachbarschaft leistet. Herr Grau selbst bezeichnet diese Hilfen als *»so Kleinigkeiten, die halt, naja, so im Laufe der Zeit zu Selbstverständlichkeiten geworden sind, ne.«* (Z. 1065-1066) Er geht beispielsweise für Nachbar*innen einkaufen, übernimmt die Grabpflege für Freund*innen, bietet Autofahrten für Bekannte an, wenn bei diesen Erledigungen anstehen und wirbt in Gesprächen mit Bekannten für den Bürgerverein (indem er beispielsweise das Anmeldeformular vorbeibringt). Dabei geht er selbst aktiv auf seine Freund*innen und Bekannten zu und drängt seine Hilfe teilweise fast auf, ohne dass diese eingefordert wird (so bietet er zum Beispiel nach dem Krankenhausaufenthalt eines Nachbarn an, ihn zum Schrebergarten zu fahren: *»Ich sach, du kannst doch nicht mit dem Fahrrad fahren, wenn du in deinen Schrebergarten willst, ne.«*, Z. 1043-1044) Die Übernahme dieser »kleinen« alltäglichen Hilfen dient wie in den Ehrenämtern von Frau Schick und Frau Emil dazu, ein geordnetes Zusammenleben im Stadtteil aufrecht zu erhalten. Neben den konkreten Hilfen zählt auch dazu, mit den Nachbar*innen und Bekannten im Gespräch zu bleiben und das eigene Interesse an den Mitmenschen zu verdeutlichen: *»Wenn die mich sehen beim Einkaufen oder sowas da bleiben wir stehen, da wird geredet miteinander, ne.«* (Z. 290-291)

Die bei allen Fällen vorhandene Orientierung an Konventionen und Ordnung im Engagement ist bereits im Elternhaus angelegt. Obwohl die Eltern damals finanziell nur geringe Möglichkeiten hatten, werden die Kindheit und das familiäre Zusammenleben von positiven Erinnerungen geprägt. Finanzielle Einschränkungen werden rückblickend positiv konnotiert und die damalige Situation eher als Chance konstruiert, bereits als Kind Bescheidenheit und Disziplin erlernen zu können: *»Fleiß, eine Tugend, die ich heute noch sehr schätze, die ich oft vermisse, (.) sich auch was abverlangen, Verzicht, das sind für mich Vokabeln, die wertig sind.«* (Frau Schick, Z. 1161-1163) In der gegenwärtigen Gesellschaft werden diese Fähigkeiten zunehmend vermisst (die Disziplin *»die würde heute manchem gut tun«*, Frau Emil, Z. 663).

Engagement aufgrund fehlender Unterstützung durch andere Akteur*innen

Das Gefühl, den Entwicklungen im Stadtteil (u.a. der veränderten Bewohner*innenstruktur und der fehlenden Sauberkeit) ohnmächtig gegenüber zu stehen, wird bei Herrn Grau zudem begleitet durch eine Enttäuschung gegenüber der Kommunalpolitik sowie der Kirche im Stadtteil. Er war als junger Mann in seiner Heimat selbst im Ortsverband der SPD tätig, verließ jedoch damals die Partei aufgrund der dortigen *»Lügerei«* (Z. 1108) sowie dem ausschließlichen Reden und den fehlenden Taten. Diese Erfahrungen der fehlenden aktiven Unterstützung der Bürger*innen sieht er in der

Kommunalpolitik Großstadts bestätigt, indem er sich als Bürger des Stadtteils zu wenig beachtet fühlt (die Stadt lasse den Stadtteil »links liegen«, Z. 533-534). Er setzt dabei den Stadtteil in Relation zu den anderen Stadtteilen, die von der Kommune bevorzugt behandelt würden: »Ja und dann hat ((Name des Stadtteils)) äh diesen schlechten Ruf bekommen, warum auch immer, ne und ja und ja, dann heißt es, mal zum Schluss oder irgendwann mal.« (Z. 551-552)

Auch Frau Schick betont, dass die Initiativen im Stadtteil alles »Privatinitiativen« (Z. 1043) seien und keine Unterstützung durch die Kommune vorhanden gewesen sei. Herr Grau kritisiert insbesondere die im Stadtteil ansässige Kirchengemeinde, die früher über den Pfarrer stärker mit den Bürger*innen in Kontakt gewesen sei und sich ebenfalls um die Anliegen der Bürger*innen gekümmert habe. Da er sich als Bürger des Stadtteils abgehängt und von Institutionen wie der Kommunalpolitik sowie der Kirche zu wenig beachtet fühlt, will er selbst durch seine Hilfe bei Freund*innen und die Unterstützung der Vereine einen Beitrag für den Stadtteil und die dort lebenden Bürger*innen leisten.

Eine enttäuschte Sicht auf die Politik findet sich wie bei Herrn Grau und Frau Schick auch bei Frau Emil. Diese wird im Kontext ihres Ehrenamtes im Bildungswerk deutlich. Sie sieht insbesondere die Einflussnahme seitens der Politik auf die Bildungsarbeit kritisch: »Wo die sich in alles einmischen. Jetz mit dem Flüchtlingskram, da müssen wir so viel Stunden anbieten, sonst wird das große Programm nicht genehmigt.« (Z. 801-803) Für sie scheint die Notwendigkeit des Ausbaus des Bildungsangebots für geflüchtete Menschen nicht nachvollziehbar, was durch die Bezeichnung »Flüchtlingskram« unterstrichen wird und damit eine deutliche Abwertung der Angebote für diese Zielgruppe vorgenommen wird. Vorgaben von der Politik, die weit weg von der Praxis der Bildungsarbeit getroffen werden, sind aus ihrer Sicht eher hinderlich als förderlich.

Bewahrung von Sicherheit

Die deutlichste Suche nach Sicherheit weist in diesem Engagementmuster Frau Werner auf. Die Anlehnung an höherstehende Personen, in ihrem Fall an den Vorstand des Bürgervereins, in dem sie sich als Kassiererin einbringt, ist weniger durch eine Statusorientierung geprägt, als vielmehr durch eine Suche nach Orientierung. Bei der Frage nach ihrer Mitarbeit im Bürgerverein antwortet sie: »Ja, aktiv schon, aber ähm ich äh nicht, also ich bin nicht Vorstandsmitglied. Das bin ich nicht.« (Z. 664-665) In ihren Erzählungen über den Bürgerverein berichtet sie fast ausschließlich über die Vorsitzende (»die Frau ((Name der Vorsitzenden)) is die Seele vom Bürgerverein«, Z. 713) und schaut dabei zu ihr auf. Sie selbst präsentiert sich eher als kleines Licht im Bürgerverein und hebt weniger auf die Menge an Arbeit ab, die zu bewältigen sei (wie Frau Schick und Frau Emil). Jedoch weist auch sie darauf hin, dass sie für weitere Aufgaben im Bürgerverein angefragt werde und macht in diesem Zusammenhang auch ihr volles Tagesprogramm deutlich, welches sie daran hindere, mehr Aufgaben zu übernehmen: »Man bemüht sich zwar, mich für mehr zu engagieren, aber ((lacht)), Sie ham ja mein Programm gesehen« (Z. 671-672).

Wie Frau Schick war auch Frau Werner als Sekretärin tätig, bezeichnet ihre eigene berufliche Laufbahn jedoch nicht wie diese als »Karriere«, sondern als Möglichkeit, einen regelmäßigen und sicheren Verdienst zu erhalten. Durch die Wahl von administrativen

Tätigkeiten knüpft sie ebenfalls an ihrer beruflichen Expertise als Sekretärin an. Neben diesen Tätigkeiten berichtet sie jedoch auch ausführlich über ihre sozialen Kontakte und ein großes Netzwerk an Freund*innen und Bekannten. Die Bedeutung sozialer Kontakte zeigt sich auch in ihren Freizeitbeschäftigungen (Gymnastikkurs, Kartenspielen mit Freund*innen etc.).

In ihren zahlreichen Freundschaften übernehmen Frau Werner wie auch Herr Grau informelle Hilfeleistungen, zum Beispiel Einkäufe für Freund*innen oder das Vorbringen von einem warmen Mittagessen. Auch Frau Werner selbst kann auf tragfähige Netzwerke zur Unterstützung zurückgreifen, wie auf die Hilfe von zwei Nachbarinnen, die sie beispielsweise bei der damaligen Demenzerkrankung ihres Mannes unterstützt haben. Die Bedeutung dieser Kontakte unterstreichen die Relevanz, die für sie das »harmonische Miteinander« (Z. 557) sowie ein Leben »in Frieden miteinander« (Z. 1321-1322) haben. Die Suche nach Harmonie und das Meiden von Konflikten geben ihr die nötige Sicherheit im Zusammenleben. Ein Beispiel für die Bedeutung sozialer Kontakte ist auch die damalige Untervermietung der oberen Etage ihres Wohnhauses. Hier ging es weniger um eine ökonomische Dimension und zusätzliche Einnahmen, als vielmehr darum, mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen. Bis heute hat sie daher eine gute Beziehung zu einem ehemaligen Mieter, der auf ihren Hund aufpasst, wenn sie im Urlaub ist.

5.1.3 Muster I: Engagement nach dem Prinzip »Ordnung und Konventionen«

Das Engagementmuster I beruht auf vier Fällen im Alter zwischen 75 und 77 Jahren. Geprägt wird das Engagement dieses Musters durch eine hohe Identifikation mit dem Stadtteil, da eine lange Wohndauer von ca. 40 Jahren vorhanden ist. Dies führt dazu, dass das Engagementmuster im Vergleich zu den anderen Mustern durch eine Vergangenheitsperspektive gekennzeichnet ist, in der das damalige Zusammenleben im Stadtteil als *Ideal* konstruiert wird. Die heutigen Verhältnisse im Stadtteil werden durchgehend mit der Vergangenheit in Verbindung gebracht. Insbesondere die damals bestehenden Regeln, die nicht ausgesprochen und dennoch selbstverständlich von der Gemeinschaft getragen wurden, werden in der heutigen Zeit vermisst, was zu einer großen persönlichen Verunsicherung führt und zu einer Angst vor einem sozialen Abstieg. Daher findet sich in diesem Engagementmuster eine Suche nach Ordnung und Sicherheit, der auf verschiedene Weise Ausdruck verliehen wird: ob durch eine Tätigkeit im Ehrenamt, die aus der beruflichen Laufbahn bekannt ist und somit *sicher von der Hand* geht, ob durch die aktive Mitgestaltung des Zusammenlebens in der Hausgemeinschaft mit dem Ziel der Aufrechterhaltung konventioneller Umgangsweisen oder durch die Kontaktpflege zu vertrauten Personen, auf die auch in unsicheren Zeiten Verlass ist. Charakteristisch für das Miteinander im Stadtteil ist in diesem Engagementmuster eine Orientierung an Konventionen und Regeln, die die entsprechende Basis für die Gemeinschaft im Stadtteil bilden. Zu diesen Regeln zählen unter anderem die Hausordnungen der Wohnhäuser mit mehreren Wohneinheiten, ein leises und zurückhaltendes Auftreten, die Aufrechterhaltung der Sauberkeit im Stadtteil sowie die Berücksichtigung von Verkehrsregeln. Diese Konventionen spiegeln sich in der weiteren Darstellung des Engagements wieder.

5.1.3.1 Milieuspezifische Engagementpraktiken

Im Engagementmuster finden sich ehrenamtliche Tätigkeiten, die die gesamte Breite des Engagements vom Ehrenamt (der Tätigkeit in Gremien, Arbeitskreisen und institutionellen Strukturen) bis hin zu informellen Hilfeleistungen in der Nachbarschaft und im Freundeskreis abdecken. Gemeinsam ist diesen unterschiedlichen Tätigkeiten das dahinterliegende Anliegen, den Stadtteil wieder in den früheren geordneten Zustand zu versetzen. Diese Ordnung bezieht sich nicht nur auf ein an Konventionen orientiertes Zusammenleben, sondern auch auf einen *vorzeigbaren* Stadtteil, der sauber und gepflegt ist. Hierfür werden unterschiedliche Engagementtätigkeiten gewählt.

Zu diesen Engagementtätigkeiten zählen unter anderem klassische Ehrenämter, bei denen in Gremien und Institutionen mitgearbeitet wird (teilweise bereits seit 40 Jahren), die im Stadtteil ansässig sind und damit einen direkten Bezug zum Lebens- und Wohnumfeld besitzen. Aufgrund der hohen Identifikation mit dem Stadtteil wird das Engagement als selbstverständlich angesehen und gehört zum guten Ton. Dieser normative Anspruch wird in die heutige Zeit übertragen und die Erwartungen der aktiven Mitarbeit damit auch an die jüngere Generation gestellt – überwiegend vergeblich.

In den Ehrenämtern werden insbesondere administrative und organisatorische Tätigkeiten, die an der damaligen beruflichen Beschäftigung anknüpfen und damit routiniert ausgeübt werden können, ausgewählt. Hierzu zählt beispielsweise die Mitarbeit im Vorstand des Bildungswerks und die Übernahme der dortigen finanziellen und konzeptionellen Arbeit, die Arbeit als Kassiererin im Bürgerverein oder das Mitwirken in einem Arbeitskreis im Stadtteil zur Förderung der Lebensqualität älterer Menschen im Stadtteil.

Die Wahl dieser Ämter wird weniger aus eigener Initiative vorgenommen, sondern erfolgt vielmehr durch eine Ansprache zur Mitarbeit von Bekannten. Dies steht nicht nur für eine Unsicherheit hinsichtlich der Ausübung von Ehrenämtern, sondern ermöglicht ebenso, dem eigenen Engagement eine besondere Bedeutung zu verleihen, da die mitgebrachte Expertise erkannt und gewertschätzt wird. Gerne wird sich im Rahmen dieser Ehrenämter auch mit höhergestellten Personen gemeinsam präsentiert oder ebenfalls die Aufgabe übernommen, von Vorsitzenden in andere Gremien entsandt zu werden.

Durch die Mitarbeit in diesen Gremien wird neben dem Anliegen, das Zusammenleben im Stadtteil positiv zu beeinflussen, auch die Möglichkeit genutzt, als wichtige und bedeutende Person im Stadtteil wahrgenommen zu werden. Diese Wahl von Ämtern, die nach außen kommuniziert werden können, vermittelt den Eindruck, unentbehrlich und gefragt zu sein. Hier findet sich durch das gewählte Engagement die Möglichkeit, seinen eigenen Status im Stadtteil zu erhöhen. Diese statusorientierten und präventösen Engagementpraktiken werden unterstrichen, indem einfache handwerkliche Tätigkeiten an andere delegiert und mit dem ausgeübten Engagementtätigkeiten teilweise im Interview kokettiert wird.

Zum anderen werden in diesem Engagementmuster zur Aufrechterhaltung von einem geordneten und harmonischen Zusammenleben neben der Ausübung von administrativen Tätigkeiten in Ehrenämtern auch informelle Hilfeleistungen unter Nachbar*innen und Freund*innen geleistet.

Ebenso wie die Ehrenämter ausschließlich in der direkten Wohnumgebung ausgeführt werden, findet sich auch in den informellen Hilfeleistungen eine Ausrichtung auf die direkte Wohnumgebung. Die Aufrechterhaltung einer ordentlichen Lebensumwelt erfolgt beispielsweise durch die Säuberung von Grünflächen, die ans Wohnhaus grenzen oder der Bepflanzung von Beeten. Auch sind kleine Höflichkeiten zwischen langjährigen Nachbar*innen wichtige Formen des konventionellen Miteinanders. Neben dem guten und harmonischen Austausch wird jedoch immer eine formale Distanz eingehalten. Nachbarschaft basiert damit, in Abgrenzung zu Freundschaften, auf Formen des konventionellen Miteinanders.

Aufgrund des Wandels im Stadtteil werden jedoch gängige Praxen des Miteinanders, wie der Austausch von Schlüsseln, in Frage gestellt. Da der Zugang zur eigenen Wohnung oder eigenem Haus nur Vertrauenspersonen gewährleistet wird, findet der Austausch mit hinzugezogenen Nachbar*innen nicht mehr statt.

Im Vergleich zu den Tätigkeiten in Ehrenämtern steht hier insbesondere im Fokus, mit der konkreten Hilfe unter Freund*innen und Nachbar*innen das Miteinander und die Geselligkeit zu fördern. Dafür ist sogar die Bereitschaft vorhanden, Konflikten aus dem Weg zu gehen und diese zu meiden. So wird selbst zu einer Familie mit Migrationshintergrund in der Nachbarschaft der Kontakt nicht abgebrochen, obwohl die »andere Mentalität« skeptisch gesehen wird.

Bedeutung des Strukturwandels im Stadtteil für Engagement

Im Engagementmuster findet sich ein deutlicher Früher-Heute-Vergleich hinsichtlich des Zusammenlebens im Stadtteil, was sich unter anderem durch die lange Wohndauer von teilweise über 40 Jahren erklären lässt. Jedoch trägt nicht nur die lange Wohndauer im Stadtteil zu einer hohen Identifikation bei, sondern auch das Wissen darüber, selbst zu der damaligen Klientel zu gehören, für die der Stadtteil neu konzipiert wurde. Sich als »Pionier« des Stadtteils zu verstehen verleiht einem ebenso eine gewisse Autorität.

Im Weiteren wird dieser wahrgenommene Wandel skizziert und die darauf folgenden Reaktionen erläutert, die damit als informelles Engagement im Stadtteil gelesen werden können.

Die frühere Situation im Stadtteil, insbesondere zur Zeit der Gründung in den 1960er Jahren, wird aufgrund von zwei Merkmalen positiv rekonstruiert: zum einen bestand aufgrund der Konzipierung des Stadtteils für ein gewisses Klientel eine relativ homogen zusammengesetzte Bewohner*innenschaft (junge deutsche Familien mit Beamtenstatus). Rückblickend wird mit dieser Argumentation eine Einheit und Gemeinschaft konstruiert, die heutzutage aufgrund der Heterogenität in der Bewohner*innenstruktur vermisst wird. Zum anderen wird die damalige Sauberkeit und Ordnung positiv hervorgehoben. Für die aktuell verdreckten Straßen werden die »Hinzugezogenen« (konkreter: Menschen mit Migrationshintergrund sowie Kinder und Jugendliche) verantwortlich gemacht.

Getragen wurde die damalige Gemeinschaft insbesondere durch Regeln, die unausgesprochen Geltung hatten. Als Beispiel für diese Regeln wird immer wieder auf die Hausordnungen der jeweiligen Wohnhäuser verwiesen, die im aktuellen Zusammenleben jedoch keine Bedeutung mehr hätten und ignoriert würden.

Der Wandel der Bewohner*innenstruktur und die daran gekoppelte Vermüllung des Stadtteils sowie die fehlende Gemeinschaft führen zu emotionalen Reaktionen, so dass Abwertungen von den Bürger*innen vorgenommen werden, die diese harmonische Gemeinschaft zerstören. Dazu zählen insbesondere Menschen mit Migrationshintergrund sowie die jüngere Generation, von der ein Engagement im Stadtteil vermisst wird.

Im Vergleich zu anderen Engagementmustern wird deutlich, dass im Kontakt mit Menschen mit Migrationshintergrund weniger die Sprachbarrieren problematisiert, sondern vielmehr die *kulturellen Praxen* dieser Personengruppe kritisiert werden und zu Angst und Unsicherheit führen (im Gegensatz zum *gemeinschaftlich-solidarischem Engagement*, Muster III). Zu dieser Praxis gehört beispielsweise der als fremd wahrgenommene Geruch oder die Lautstärke von Personengruppen im öffentlichen Raum. Diese Praxen werden als Störung der aufrechtzuerhaltenden Ordnung wahrgenommen. Allen Veränderungen wird skeptisch und mit Angst begegnet. Dies führt nicht nur zu Resentiments, sondern auch zu einem Trauern um alte Zeiten. Dieses Leiden findet auch in der Sprache Ausdruck, indem die Beschreibung des Wandels begleitet wird von den Worten: »(. . .) *das tut uns weh*« (Frau Emil, Z. 142).

Ebenso zeigt sich im Engagement eine Angst vor einem sozialen Abstieg. Daher lässt sich in diesem Muster auch eine kämpferische Haltung finden, den früheren Zustand im Stadtteil wieder herzustellen. Um diesen Entwicklungen entgegenzuwirken werden weitere Verbündete gesucht. Neben dieser ambitionierten Haltung finden sich hingegen auch resignative Momente, indem deutlich wird, dass der Kampf bereits als verloren angesehen wird: »*Das wär so schön, wenn man ne saubere Siedlung hätte, aber ich glaube, das is n Wunsch, der wird sich nicht erfüllen.*« (Herr Grau, Z. 760-762) Daher wird das teilweise übernommene Engagement zur Aufrechterhaltung der Sauberkeit und Ordnung schon eingestellt. Zudem fehle eine entsprechende Anerkennung für das ausgeübte Engagement, da Jugendliche dieses nicht wertschätzen, sondern vielmehr belächeln.

Diese Resignation wird jedoch auch begleitet von einem teilweise dominanten Auftreten im öffentlichen Raum. Da ansonsten niemand im Stadtteil zur Bewahrung der Regeln beiträgt und eine Privatpolizei Wunschdenken sei, wird selbst die Rolle des*der Ordnungshüters*Ordnungshüterin eingenommen, indem Mitmenschen diszipliniert und zurechtgewiesen werden. Auch das vermehrte Auftreten des Ordnungsamtes im Stadtteil wird begrüßt und als Unterstützung der eigenen Anliegen verstanden.

Das Auftreten zur Durchsetzung von Ordnung und Sauberkeit fällt dabei in den konkreten Engagementtätigkeiten sehr unterschiedlich aus. Aufgrund der emotionalen Betroffenheit erfolgt teilweise eine drastische Ansprache der Mitmenschen: »*Ich schieße sie zusammen, wenn ich sie erwische.*« (Frau Schick, Z. 559) Zudem erfolgt Kindern gegenüber auch ein gewaltvolles Auftreten. Ebenso findet sich jedoch auch das vom Elternhaus anerzogene Auftreten als *anständige und ordentliche* Person, indem ein bewusst freundliches Auftreten gewählt wird: »*Ich sag, junger Mann, das ist hier ne Fußgängerzone. Halt die Fresse. (. . .) Das ist die Reaktion.*« (Frau Werner, Z. 442-443) Umso größer ist die Enttäuschung über die unfreundliche Antwort.

Trotz des teilweise vorhandenen Leidensdrucks wird der Stadtteil als Heimat wahrgenommen, so dass ein Wegzug keine Option darstellt. Neben der starken Identifikation mit dem Stadtteil ist dafür sicherlich auch die Sicherheitsorientierung und die Angst vor Veränderungen verantwortlich.

Sicht auf anerkanntes Engagement

In diesem Engagementmuster richtet sich der Blick insbesondere auf Vereine und Institutionen, die im Stadtteil ansässig sind und einen Beitrag für das direkte Zusammenleben leisten (hierzu zählen unter anderem der Bürgerverein, das Bildungswerk sowie die Kirchengemeinde). Der Kirchengemeinde wird eine besondere Bedeutung zugeschrieben, da diese sich zur Zeit der Neugründung des Stadtteils durch die zuständigen Pfarrer der katholischen und evangelischen Kirche stark in den Aufbau von Unterstützungsstrukturen für die dort lebenden jungen Familien einbrachte (beispielsweise baute die Kirche sogenannte Familienkreise auf, in der junge Familien eine Möglichkeit des Austauschs hatten). Diese Strukturen werden als zunehmend brüchig und die Kirchen sowie die Kommune als Akteure wahrgenommen, die sich nicht mehr ausreichend um den Stadtteil kümmern. Aufgrund dieser Entwicklungen wird die Eigenverantwortung jedes*r Einzelnen umso mehr betont und die Privatinitiativen positiv hervorgehoben. Der Wandel im Stadtteil wird daher als Entwicklung wahrgenommen, mit der jede Person für sich alleine zurechtkommen muss. Eine stärkere Unterstützung durch die kommunale Politik wird an dieser Stelle vermisst. Dafür wird sich aber mit anderen Bürger*innen des Stadtteils zusammengeschlossen, welche die eigene Perspektive auf den Stadtteil und den Erhalt des früheren Zusammenlebens mittragen.

Daher findet sich in diesem Engagementmuster eine aktive Unterstützung der Vereine, beispielsweise in Form der Kassenprüfung beim Bürgerverein, der Mitarbeit im Vorstand des Bildungswerks, der Unterstützung der Gemeinde im Rahmen von Festen sowie guter Kontakte zur großen Altenpflegeeinrichtung im Stadtteil, in dem Angebote für Senior*innen organisiert werden. Auch im früheren Engagement in der Jugendzeit findet sich ein Engagement in (traditionellen) Vereinen, wie einem Spielmannszug.

Der wahrgenommene Wandel im Stadtteil führt jedoch auch hinsichtlich der Initiativen und Vereine zu einer kritischen Einschätzung der Zukunftsperspektive. Aufgrund des geringen Engagements der jüngeren Generation und der Familien mit Migrationshintergrund wird dieser Arbeit keine Zukunft gegeben: *»Aber wir wissen schon wenn wir mal nicht mehr da sind, is das auch weg.«* (Frau Emil, Z. 243-244) Nicht nur das fehlende Engagement wird an dieser Stelle problematisiert, sondern zusätzlich auch die erodierenden Familienstrukturen und der Zerfall der *»traditionellen Familie«* (Frau Emil, Z. 1079). Die zunehmende Erwerbstätigkeit jüngerer Mütter, die es damals nicht gab, wird als weitere Ursache für den Zerfall der Gemeinschaft im Stadtteil herangezogen.

5.1.3.2 Verortung im sozialen Raum

Das präventiv-statusorientierte Engagementmuster findet sich in der ständisch-kleinbürgerlichen Traditionslinie und ist verortet im Traditionell Kleinbürgerlichen Arbeitsmilieu. Hier finden sich insbesondere kleinere und mittlere kaufmännische Angestellte in Büro- und Verwaltungstätigkeiten, Beamte oder Berufsgruppen aus dem Bereich schlechtbezahlter klassischer Frauentätigkeiten (vgl. Vester et al. 2001). Der damaligen beruflichen Tätigkeit wird teilweise eine hohe Bedeutung beigemessen, indem darüber der Status und die gesellschaftliche Position verdeutlicht werden kann. Ebenso findet sich im Muster eine Sicherheitsorientierung, anhand derer leichte Differenzie-

rungen zwischen den Fälle festzustellen sind (Frau Werner weist grundsätzlich eine stärkere Sicherheitsorientierung auf und ist daher näher an der Trennlinie der Respektabilität zu verorten).

Das Sample verdeutlicht anhand des Engagements die für das Traditionell Kleinbürgerliche Arbeitnehmermilieu charakteristische Skepsis gegenüber gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen, die in der vorliegenden Studie im Wandel des Stadtteils deutlich werden. Aus Angst vor einem drohenden sozialen Abstieg werden daher »traditionelle Werte wie Disziplin, Ordnung, Pflichterfüllung und Verlässlichkeit [...] mit einem Blick nach oben hochgehalten« (Vester et al. 2001: 518) und das Anliegen verfolgt, die damals vorhandene Lebenssituation im Stadtteil wieder herzustellen. Die Vorstellung des damaligen guten Zusammenlebens impliziert normative Grundannahmen, an denen sich auch die Mitmenschen im Stadtteil zu messen haben. Dazu gehört beispielsweise die Idee einer *guten Nachbarschaft*, die vom Einhalten bestehender Regeln sowie der Orientierung an Konventionen aufrechterhalten wird. Ebenso findet sich die Vorstellung einer *guten Familie*, in der sich nicht nur gegenseitig geholfen, sondern auch in Anlehnung an ein traditionelles Familienbild der Frau die Rolle einer guten Mutter und Hausfrau zugesprochen wird.³ Neue Familienkonstellationen bedrohen damit die Gemeinschaft im Stadtteil, da junge Mütter nicht mehr ausschließlich für die Kindererziehung zuständig sind und somit nicht mehr ausreichend Zeit in der eigenen Häuslichkeit und im Stadtteil verbringen. Dies führt dazu, dass die jungen Frauen sich weniger im Stadtteil einbringen.

Die ehrenamtlichen Tätigkeiten sind nicht nur geprägt durch ein Pflichtbewusstsein, sondern ebenfalls durch wenig moderne Qualifikationen, charakteristisch für das kleinbürgerliche Milieu. So entspricht teilweise die mitgebrachte Expertise aus den damaligen beruflichen Tätigkeiten nicht mehr den Anforderungen der modernen Arbeitswelt (beispielsweise die fehlenden Computerkenntnisse). Nichts desto trotz wird an diesen Arbeiten im Rahmen des Engagements festgehalten, da sie Sicherheit bieten. Zudem würde das Aufgeben des Engagements auch eine Kapitulation bei der Wiederherstellung des früheren Zusammenlebens bedeuten sowie die Sicherung des eigenen Status in Frage stellen.

Die Relevanz der Wiederherstellung des alten Miteinanders zeigt sich auch in der emotionalen Reaktion gegenüber der Menschen, die sich nicht an die Regeln halten. Trotz des grundsätzlichen Harmoniebedürfnisses findet sich in diesem Muster ein selbstbewusstes und dominantes Auftreten im öffentlichen Raum, indem andere Bewohner*innen im Stadtteil zurechtgewiesen werden. Als *fremd wahrgenommene Gruppen* werden durch dieses Auftreten von sich fern gehalten. Harmonie innerhalb eines definierten Personenkreis (dazu zählen insbesondere die eigene Familie und die Nachbar*innen) ist hingegen von besonderer Bedeutung. Menschen in höheren Positionen, wie beispielsweise im Bürgerverein oder dem Vorstand der Wohnungseigentümergeinschaft, wird eine gewisse Ehrfurcht entgegen gebracht.

3 So erinnert sich Frau Emil beispielsweise an eine Nonne, die sie als Vorbild anführt und die folgendes zu einer anderen Nonne gesagt habe: »Die können nicht alle ins Kloster gehen, wir müssen auch gute Mädels draußen haben. Dass sie gute Frauen und Mütter werden.« (Z. 631-633)

Das von Vester et al. (2001) im Rahmen der Typen sozialer Kohäsion beschriebene Profil der Bodenständigen, überwiegend zusammengesetzt aus »älteren Menschen mit relativ niedrigen sozialen Standards aus den konventionellen und traditionellen Sozialmilieus« (ebd.: 486) findet sich hier wieder. Charakteristisch ist hier unter anderem die Irritation durch den raschen Wandel der Lebensstile sowie die Orientierung an konventionellen Lebensführungen: »Der Zusammenhalt von Familie und Nachbarschaft bieten ihnen gegen die Irritationen durch die gesellschaftlichen Modernisierungsprozesse relative Sicherheit.« (ebd.: 486–487) Auch das von ihnen gewählte Engagement bietet ihnen die Möglichkeit, »Konventionen als Wertorientierungen für den Alltag zu erhalten« (ebd.: 487). Dazu gehören auch ganz konkret der regelmäßige Kirchgang (siehe auch Vester 2015) sowie die Aufrechterhaltung eines harmonischen Miteinanders in der direkten Wohnumgebung.

Neben Vesters Gesellungsstilen finden sich zugleich in »Die feinen Unterschiede« Ausführungen zum absteigenden Kleinbürgertum (Bourdieu 1982: 541–549), welches deutliche Parallelen zu Engagementmuster I aufweist.⁴ Dazu gehören zum einen regressive Einstellungen (ebd.: 541), die sich unter anderem in der Reaktion auf das Verhalten von Jugendlichen zeigen und in der vorliegenden Studie zu Konflikten im Zusammenleben im Stadtteil führen. Für das Engagement sind zudem die Werte »Arbeit, Ordnung, Strenge und peinliche Sorgfalt« (ebd.: 549) von Bedeutung, die sich im Engagementmuster I deutlich niederschlagen. So wird nicht nur den gewählten Engagementtätigkeiten akribisch nachgegangen, sondern zudem auch die Aufrechterhaltung von Ordnung als handlungsleitende Prinzip der gesamten Engagementtätigkeiten gesehen.

Im Weiteren folgt die Darstellung des Engagementmusters II, welches weiter links und weiter unten im sozialen Raum zu verorten ist.

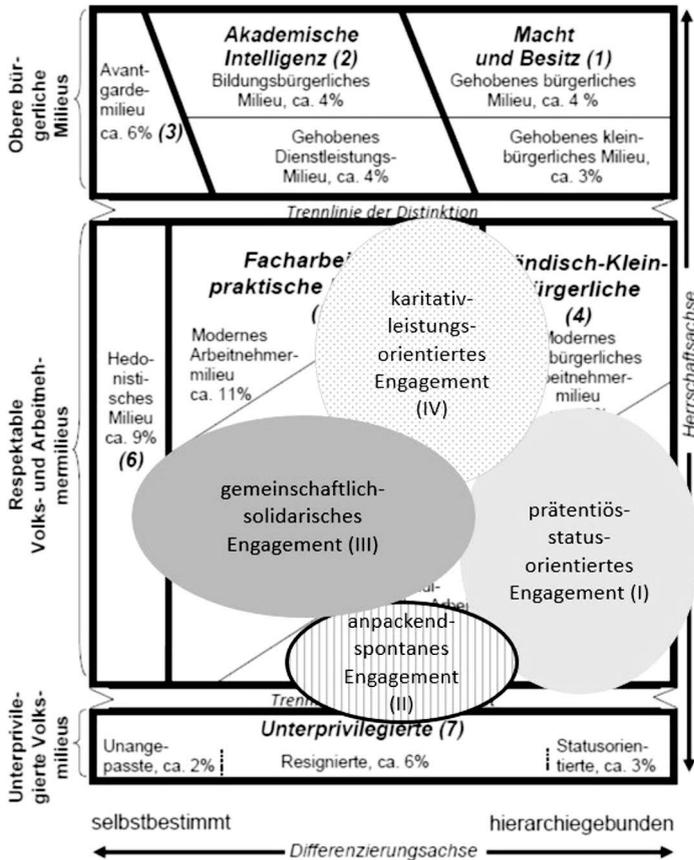
5.2 Engagementmuster II: Anpackend-spontanes Engagement

Das anpackend-spontane Engagement, verortet im Traditionellen Arbeitermilieu oberhalb der Trennlinie der Respektabilität, besteht ausschließlich aus einem Fall. Neben Herrn Nelles weist das Sample damit keine weiteren Fälle aus diesem Milieu auf, so dass für dieses Engagementmuster die Bezugnahme zu weiteren Vergleichsfällen entfällt. Erklären lässt sich der geringe Anteil von Vertreter*innen des Arbeitermilieus unter anderem durch die Geschichte des Stadtteils, denn zur Neugründung des Stadtteils zog ein hoher Anteil von Beamt*innen und Soldaten mit ihren Familien in den Stadtteil (siehe Kap. 1.2.2), was tendenziell auf bürgerliche und kleinbürgerliche Milieus schließen lässt. Dies erklärt, warum das Traditionelle Arbeitermilieu in diesem Stadtteil prozentual geringer vertreten ist. Herr Nelles, gelernter Spitzendreher, wurde damals in seiner anschließenden Tätigkeit als Paketzusteller verbeamtet und bekam damit die

4 Am Beispiel eines Portraits einer *Bäckerfrau* zeigen sich inhaltliche Parallelen zu den Fällen des Engagementmusters I u.a. auch in der Sprache. Wie bei Frau Schick wird von einem »ordentlichen Häuschen« (Bourdieu 1982: 542) und keinem großen »Luxus« (ebd.) gesprochen wird sowie die Formulierung genutzt, »sich ein bisschen zurechtzumachen« (ebd.: 545).

Gelegenheit, eine Eigentumswohnung im Stadtteil zu erwerben, was ihm ohne diese Möglichkeit vermutlich verwehrt geblieben wäre.

Abbildung 15: Anpackend-spontanes Engagement (Muster II) verortet in der Milieutypologie nach Vester et al. (2001)



5.2.1 Fallportrait Herr Nelles: »also wenn äh drei Mann über einen hergefallen sind, war ich der einzige, der ihm geholfen hat.«

5.2.1.1 Einführung in den Fall

Herr Nelles (Jg. 1948) ist zum Zeitpunkt des Interviews 68 Jahre alt. Er ist in Großstadt geboren und lebt gemeinsam mit seiner Frau seit 43 Jahren in einer Eigentumswohnung im Stadtteil. Wie seine Eltern besuchte auch er die Hauptschule. Anschließend absolvierte er eine Ausbildung zum Spitzendreher. Nachdem er ein paar Jahre dieser körperlich anstrengenden Tätigkeit nachging, wechselte er zu einem großen Logistikunternehmen und arbeitete dort bis zum Eintritt in die Rente als Paketzusteller. In dieser Zeit wurde er verbeamtet und erhielt dadurch die Möglichkeit, über seinen Arbeitgeber kostengünstig eine Eigentumswohnung im Stadtteil zu erwerben. Herrn Nelles Ehefrau, mit der er zwei erwachsene Kinder hat, ist gelernte Arzthelferin, aber ebenfalls wie er nicht mehr erwerbstätig.

Während seines gesamten Berufslebens verdiente sich Herr Nelles zu seinem Haupteinkommen etwas hinzu und so geht er auch aktuell im Ruhestand einem Nebenjob nach, indem er jeden Morgen Zeitungen im Stadtteil verteilt. Durch diese regelmäßige Beschäftigung (die er auch als »Arbeit« bezeichnet) erhält er sich eine Alltagsstruktur in Anlehnung an sein Berufsleben. Zudem bietet ihm der Nebenjob die Möglichkeit, im Stadtteil unterwegs zu sein und in Kontakt mit anderen Menschen zu kommen, denn im Gegensatz zu seiner Frau, die viel Zeit zu Hause verbringt, ist ihm der Kontakt wichtig. Dies zeigt sich dementsprechend in der Gestaltung seines Alltags. Jeden Donnerstagmittag besucht er einen Männerstammtisch in der Kneipe des Stadtteils, wo ihm neben den Teilnehmenden des Stammtisches auch die anderen Gäste sowie die Kellnerin gut bekannt sind. Teilweise verbinden ihn dort lange Freundschaften, so dass die Kneipe für ihn zu einem *zweiten Wohnzimmer* geworden ist.

Herrn Nelles Tagesablauf ist sehr strukturiert, weshalb er sich selbst auch als »Hausfrau« (Z. 6) bezeichnet. Da er jeden Morgen gegen vier Uhr die Wohnung verlässt, um mit dem Roller zwei Stunden Zeitungen auszutragen, sind insbesondere seine Schlafenszeiten, auch am Nachmittag, fest terminiert.

5.2.1.2 Engagementpraktiken

Herrn Nelles Engagement bezieht sich insbesondere auf praktische Hilfe in der Familie und unter Freund*innen. So werden von ihm verschiedene handwerklichen Tätigkeiten genannt, die nicht nur er seinen Freund*innen anbiete, sondern ebenso von diesen in Anspruch nehme. Insbesondere die Fähigkeiten seines Schwiegersohns hebt er in diesem Kontext hervor, den er bezüglich verschiedener Aufgaben wie beispielsweise »Schweißarbeiten, Roller machen, tapezieren« (Z. 280) jederzeit um Hilfe bitten könne.

Getragen werden die Hilfeleistungen durch ein großes Netzwerk an Freund*innen und Bekannten, welches Herr Nelles sich unter anderem durch seine langjährige Mitgliedschaft und aktive Arbeit als Trainer im Fußballverein des Stadtteils aufgebaut hat.

Eine langfristige Planung und Organisation von Hilfe ist in diesem Netzwerk nicht notwendig, denn so wird auch Unterstützung geleistet, ohne den Hilfebedarf vorab konkret formulieren und einfordern zu müssen: »*War nur ne Thekenmannschaft. Und wenn dann ne Umzug war, ne, Auto steht da.*« (Z. 497-498) Mit dem Begriff der Thekenmannschaft verweist Herr Nelles darauf, dass die Gemeinschaft sowie Verlässlichkeit und Unterstützung im Team wichtiger sind als der sportliche Wettbewerb und der gemeinsame Sieg. Diese Verlässlichkeit spiegelt sich dann auch in einer Wechselseitigkeit der Hilfe wieder, einem Geben und Nehmen. Er selbst bezeichnet dies mit den Worten: »*eine Hand wäscht die andere*« (Z. 270-271). So hat Herr Nelles bei zahlreichen Umzügen seiner Freund*innen und Bekannten geholfen, betont aber auch, dass diese bei seinen Umzügen unterstützt haben.

Neben dem Fußballverein dient auch die im Stadtteil ansässige Kneipe als wichtiger Treffpunkt für Herrn Nelles. In dieser Kneipengemeinschaft findet sich ebenfalls ein reziprokes Hilfeverständnis, in Form eines Gebens und Nehmens. Wichtig scheint es zu sein, durch eine Verlässlichkeit in der Gemeinschaft auch eine emotionale Unterstützung zum Ausdruck zu bringen, im Sinne von »*auf uns kannst du bauen*«. In der folgenden Erzählpassage wird dies deutlich:

»*wird mal in der Wirtschaft n Wort fallen gelassen, [...] hör mal, ich zieh um von da nach da. Wo ziehst du hin, wann? Samstag? Ich bin da, ich komme, ich bring noch n paar Mann mit.*« (Z. 268-270)

Dieses Netzwerk steht für Herrn Nelles jederzeit zur Verfügung und kann von ihm ohne Hürden in Anspruch genommen werden.

Eine weitere wichtige Voraussetzung neben der beschriebenen Reziprozität in Hilfeleistungen ist für Herrn Nelles die Tatsache, dass die Hilfe ihm liegt und er die entsprechenden Kenntnisse dafür mitbringt, denn »*jetz noch was anlernen, nee, das würd ich auch nicht mehr*« (Z. 581). Er begründet dies damit, dass er es »*nicht mehr rein kriege*« (Z. 593-594). Aufgrund der Anmerkung, nicht *mehr* etwas Neues erlernen zu können, kann vermutet werden, dass er sich aufgrund seines Alters nicht mehr dazu in der Lage sieht und knüpft daher an den Fähigkeiten an, die er mitbringt. Diese Fähigkeiten sind aus seiner Sicht insbesondere handwerkliche, anpackende Tätigkeiten: »*Ja, ja. Wenn sie n Haus bauen, dann nehme ich die Steine hoch.*« (Z. 587-589)

Neben den handwerklichen Hilfen findet sich in Herrn Nelles' Engagement eine weitere *anpackende* und *körperliche Dimension* wieder. So betont er im Interview immer wieder seine Bereitschaft und Lust, in körperliche Auseinandersetzungen einzutreten und bezeichnet sich selbst auch als »*Radau-Mensch*« (Z. 359). Bereits als junger Mann scheint er körperliche Angriffe und Gewalt nicht gescheut zu haben, denn damals hat er als »*Rausschmeißer*« (Z. 202) in einer Diskothek gearbeitet. Zudem hat er bereits als Kind Erfahrungen mit körperlicher Gewalt gemacht. Beim Austesten und Überschreiten von Grenzen in seiner Jugendzeit gab es Auseinandersetzungen mit seinem Vater, dessen Reaktion er folgendermaßen beschreibt: »*kriegst du von dem Alten, kriegst du auf den Arsch gehauen*« (Z. 229).

Herr Nelles scheint in der Vergangenheit die Erfahrung gemacht zu haben, in gefährlichen Situationen als einziger die Entschlossenheit aufzubringen, anderen Menschen in körperlichen Auseinandersetzungen zu helfen: »*also wenn äh drei Mann über*

einen hergefallen sind, war ich der einzigste, der ihm geholfen hat« (Z. 243-244). Im Vergleich zu handwerklichen Hilfen, bei denen er viel Unterstützung erfährt, präsentiert er sich hier als einzig Mutigen, der anderen in Notsituationen zur Seite steht. So habe sich beispielsweise auch niemand der anderen Bewohner*innen in seinem Wohnhaus getraut, gegen die zunehmenden Einbrüche in den Kellerräumen vorzugehen, so dass er dort eigenmächtig für Ordnung gesorgt habe: »Ja, ich war der einzigste. Immer. Ich bin mit der Eisenstange runtergegangen.« (Z. 166) Auch körperlichen Angriffen im Rahmen von Selbstjustiz geht er damit nicht aus dem Weg.

Der Umgang mit körperlichen Auseinandersetzungen wirkt bei Herrn Nelles routiniert, was sich insbesondere in folgender Erzählpassage zeigt, in der Herr Nelles eine Situation aus der Kneipe schildert, in der er mit dem Mann der Inhaberin von einer Gruppe bedroht wurde:

»Ja, dann kamen die Russen hier rein. Ich sag, du gehst hinten und ich mach die Theke. (...) Hat super geklappt. Sagt er, was passiert jetzt? Sag ich, jetzt gehen die Heim. Ich sage, zahlen, war die letzte Runde. (...) Sagt er, die stehen jetzt draußen vor der Türe. Ich sag, dann trinken wir noch einen. Ham wir bis morgens früh halb fünf hier gesessen. Ja und, sind wir danach Heim gegangen, schön. Ja nee, das sind solche Dinger, ne. Äh, wenn Du sagst Hilfe, das is auch Hilfe. Das is auch Hilfe.« (Z.348-353)

Herr Nelles zeigt sich in dieser Situation solidarisch mit dem Mann der Wirtin, der ängstlich und überfordert gewesen zu sein scheint. Er vermittelt ihm durch konkrete Handlungsanweisungen Sicherheit und führt eine Deeskalation der Situation herbei, indem sie gemeinsam in der Kneipe ausharren, bis die Angreifer vor der Kneipe verschwinden. Er agiert in dieser Situation selbstsicher und souverän.

Dieser Redebeitrag von Herrn Nelles ist einer der längsten im Interview. Die erlebnisgetreue Nacherzählung der Situation scheint ihm leicht zu fallen und er erweckt den Eindruck, die Interviewerin damit an seinem Leben teilhaben lassen zu wollen. Insbesondere der gleich zweimal geäußerte Satz, dass dies auch Hilfe sei, weist darauf hin, dass Herr Nelles die (weibliche) Interviewerin auf die wirklichen Probleme des Lebens hinweisen möchte. Er scheint davon auszugehen, dass die Interviewerin eigentlich die Benennung anderer Tätigkeiten erwartet hätte. Das Interview ist für ihn somit eine Chance, auf seine Hilfe aufmerksam und diese damit sichtbar machen zu können.

Neben den beschriebenen Tätigkeiten übernimmt Herr Nelles zudem täglich für einige Stunden die Betreuung seines Enkelsohns, während seine Tochter in der Bäckerei im Stadtteil arbeitet. Diese Hilfe thematisiert er jedoch nicht im Interview, sondern wird von ihm erst auf Nachfrage der Interviewerin angeführt, da diese ihn bereits gemeinsam mit dem Enkelsohn im Stadtteil angetroffen hat.

Herrn Nelles Hilfe und Unterstützung in seinem Familien- und Freundeskreis basiert auf dem Gedanken der Wechselseitigkeit. Als Teil dieser Gemeinschaft wird Hilfe selbstverständlich geleistet und muss nicht von jedem*r Einzelnen konkret eingefordert werden. Diese Idee einer Gemeinschaft, geprägt von Sicherheit und Geborgenheit, geht nach Ansicht von Herrn Nelles jedoch aufgrund eines gesellschaftlichen Wandels zunehmend verloren. Der von Herrn Nelles wahrgenommene Wandel wird im Weiteren ausführlicher dargestellt.

5.2.1.3 Auswirkungen des Strukturwandels im Stadtteil auf Engagement

Ähnlich wie in Engagementmuster I findet sich auch bei Herrn Nelles die Beschreibung eines *Früher-Heute-Vergleichs* und die Erläuterung eines Wandels im gesellschaftlichen Zusammenleben. Dieser Wandel bezieht sich hier jedoch weniger auf den Verlust einer gemeinsamen Ordnung im Stadtteil, als vielmehr auf den Verlust einer Gemeinschaft und einer zunehmenden Individualisierung.

Die von Herrn Nelles wahrgenommene Individualisierung verdeutlicht er beispielhaft. So antwortet er auf die Frage danach, wen er um Hilfe bitten würde, kurz und knapp: »*Mich selbst.*« (Z. 263) Er scheint durch seine spontane erste Antwort die Wichtigkeit des zunehmenden Gemeinschaftsverlusts unterstreichen zu wollen und kann sich zudem dadurch nochmals als Person präsentieren, auf die in der heutigen unsicheren Zeit noch Verlass ist.

Verantwortlich für die schwindende Gemeinschaft macht Herr Nelles in seinen Ausführungen insbesondere zwei *Gruppen*: zum einen *die Jugendlichen* und zum anderen *die Ausländer*. Die Jugendlichen beschreibt er als durch die neuen Medien fremdgesteuerte »*Analphabeten*« (Z. 257), die am wirklichen Leben nicht mehr teilnehmen würden. Dies führt dazu, dass er selbst die neuen Medien kategorisch ablehnt: »*Mich interessiert der ganze Scheiß nicht.*« (Z. 456-457) Am Beispiel des Spiels »Pokémon Go« verdeutlicht er, dass die Jugendlichen zunehmend die Gemeinschaft aus den Augen verlören und damit eine Gleichgültigkeit gegenüber den Mitmenschen entstehe: »*Die laufen gegen Straßenbahnen, die merken doch nix mehr. Die merken doch nix.*« (Z. 257-259) Aufgrund der in seinen Ausführungen wiederkehrenden Thematisierung des technologischen Wandels (in Form von Computerspielen, Smartphone etc.) scheinen Herrn Nelles diese Entwicklungen sehr zu beschäftigen.

Am Beispiel der Erzählungen über seine eigene Jugend, die von materieller Armut gekennzeichnet war, wird der von ihm vorgenommene *Früher-Heute-Vergleich* nochmals konkretisiert. Der damals vorhandene ökonomische Mangel habe ihn mit seinen Freund*innen zusammengeschweißt: »*Du hattest keine Spielsachen. Du hattest, mit zwei oder drei Mann hattest Du einen Lederball.*« (Z. 246-247) Heutzutage sei aufgrund eines vielfältigen Konsumangebots ein Teilen im Freundeskreis nicht mehr notwendig. Die Jugendlichen heutzutage hätten alles »*und wissen nicht, mit was sie spielen sollen. Das kann nich sein, das kann nich sein.*« (Z. 255-256) Diese Entwicklungen scheinen für ihn kaum nachvollziehbar zu sein. Anschaulich beschreibt er seine Vorstellung einer Gemeinschaft am Beispiel der Fußball-Weltmeisterschaft 1974. Da nicht jede Familie einen Fernseher besaß, trafen sich viele Anwohner*innen im Lebensmittelladen der Straße, um dort gemeinsam das Spiel zu schauen, so dass es »*0 brechend voll [war]. Das sind schöne Zeiten*« (Z. 255, Erg. d. Verf.). Die heutige Zeit hingegen sei »*keine schöne Zeit*« (Z. 258-259), denn auch hier sieht Herr Nelles die Etablierung des Fernsehens in den Haushalten als Grund für fehlende Gemeinschaftserfahrungen.

Vergleichbar mit den Jugendlichen beschreibt Herr Nelles Menschen mit Migrationshintergrund als eine homogene Gruppe, die er unter anderem für einen Wandel im Stadtteil verantwortlich macht, den er anhand von zwei Aspekten beschreibt: das funktionierende Zusammenleben im Stadtteil werde zum einen durch eine zunehmende Gewalt sowie zum anderen durch eine Vermüllung des Stadtteils gestört: »*Die haben früher*

alle auf ner Kippe gelebt, die ganzen Ausländer.« (Z. 569-570) Beispiele für die zunehmende Vermüllung führt er vermehrt an und weist darauf hin: »Die Deutschen müssen es wegmachen. Das kann nicht sein. Also das muss nicht sein.« (Z. 145-146) Als Deutscher scheint er sich im eigenen Stadtteil verdrängt zu fühlen und in der Pflicht, den Müll der Anderen wegzuräumen. Dies deutet darauf hin, dass ihn die sich wandelnden Mehrheitsverhältnisse im Stadtteil verunsichern.

Neben der zunehmenden Vermüllung sieht Herr Nelles Menschen mit Migrationshintergrund auch als Ursache für eine Zunahme an Konflikten und ein anderes Konfliktverhalten. In den körperlichen Auseinandersetzungen nimmt Herr Nelles eine zunehmende Brutalität wahr. Er zieht sich zunehmend aus diesen Auseinandersetzungen zurück, denn diese Kämpfe dürften »nur noch drei Minuten dauern, sonst bist du am Friedhof. [...] Mit den Ausländern, die stechen dich ab.« (Z. 364-365) Nach Herrn Nelles kämpfen »die Ausländer« heutzutage mit unlauteren Mitteln, indem sie durch den Einsatz von Messern die Konflikte nicht mehr fair austragen. Neben seinem Alter und der damit schwindenden Kondition scheint die zunehmende Gewalt in den Kämpfen dazu zu führen, dass es um Leben und Tod geht.

Auch Politiker*innen als Repräsentanten der oberen Milieus werden von ihm kritisiert (»Die ham alle nur die Mappe unter'm Arm und verdienen unheimlich gerne. Die sind so doof, die sind saudoof«, Z. 436-440). Die Politiker*innen nimmt er als Personen mit der »Mappe unter'm Arm« wahr, die sich nur als bedeutsam aufspielen, viel Geld verdienen, jedoch keine konkreten Verbesserungen herbeiführen.

Den beschriebenen Entwicklungen versucht Herr Nelles etwas entgegenzusetzen, indem er an ausgewählten Orten die Gemeinschaft aufrechterhalten möchte. Hierzu zählt unter anderem der Fußballverein, in dem er viele Jahre als Trainer gearbeitet hat, sich dann aber vor acht Jahren aus dieser Rolle zurückgezogen hat. Er scheint sich jedoch immer noch mit dem Verein verbunden zu fühlen, denn so hat er sich eine neue Aufgabe gesucht, indem er die Teilnahme seiner alten Trainingsmannschaft am Karnevalszug im Stadtteil organisiert. Auch die Kneipe im Stadtteil begleitet Herr Nelles bereits seit vielen Jahrzehnten als Treffpunkt. Dort versucht er ebenfalls die zunehmend fehlende Gemeinschaft aufrechtzuerhalten.

5.2.1.4 Sicht auf institutionelles Engagement

Vereine, insbesondere in seinem direkten Wohnumfeld, versteht Herr Nelles grundsätzlich als Institutionen, welche die realen Probleme des Lebens *anpacken* und damit zu einer positiven Veränderung des Wohnumfeldes beitragen. Jedoch nimmt er Differenzierungen innerhalb des Vereinswesens vor. So schätzt er zwar auch die Arbeit des Bürgervereins positiv ein, da die vom Verein verfolgten Ziele (z.B. Förderung des Vereinslebens, Sauberkeit im Stadtteil) seine Anliegen aufgreifen und an seinem Gemeinschaftsgedanken anknüpfen. Kritisch merkt er jedoch an, dass die Vorsitzende des Bürgervereins gerne in der Zeitung sei und die Aufgaben insbesondere übernehme, um sich selbst im Stadtteil zu präsentieren: »is zwar gerne in der Zeitung, die macht aber auch viel, ne. [...] Doch, die macht schon viel, aber man sieht sie immer in der Zeitung, ne.« (Z. 392-396) Von dieser in der Öffentlichkeit dargestellten Hilfe grenzt er sich deutlich ab und definiert sich insbesondere über seine alltägliche praktische Hilfe im Privaten.

Sein zentrales Anliegen, eine funktionierende Gemeinschaft aufrecht zu erhalten, führt zu Engagement in seinem Freundeskreis und der Familie sowie einer aktiven Mitarbeit im Fußballverein im Stadtteil. Dort hat er jahrelang ehrenamtlich als Trainer gearbeitet und mittlerweile eine neue Aufgabe übernommen.

Im Interview zeigt sich jedoch ebenso, dass das Sprechen über Hilfe sich für Herrn Nelles eher auf Menschen bezieht, die sich ihr ganzes Leben diesem Thema widmen, wozu er sich selbst nicht zählt. Deutlich wird dies bei seiner Antwort auf die Frage, ob er Menschen kenne, die sich für andere einsetzen. Hier führt er Mutter Theresa als Vorzeigebispiel an: »steht doch heute in der Zeitung, Mutter Theresa. Ja, guck mal, was die alles gemacht hat.« (Z. 386-387) Obwohl er beispielsweise täglich in der Zeit zwischen 11 und 14 Uhr auf seinen einjährigen Enkelsohn aufpasst, benennt er die Enkelkindbetreuung im Interview nicht. Das Aufpassen auf seinen Enkel scheint für ihn eine Selbstverständlichkeit innerhalb der Familie zu sein. Ebenso wie die Hilfe bei Umzügen der Freund*innen nicht vorab thematisiert werden muss, so scheint auch diese Aufgabe innerhalb der Familie selbstverständlich aus Solidarität übernommen zu werden.

Damit macht Herr Nelles eine Trennlinie auf zwischen der von ihm geleisteten Hilfe, beispielsweise in alltäglichen kleinen Hilfen und bei Konflikten (auch mit körperlichen Auseinandersetzungen), sowie der gesellschaftlich anerkannten Hilfe (von ihm am Beispiel von Mutter Theresa verdeutlicht). Mit dieser Unterscheidung von öffentlich wahrgenommener Hilfe (beispielsweise durch die Berichterstattung in Zeitungen) und privater Hilfe im Kleinen spiegelt er die gesellschaftliche Bewertung verschiedener Hilfeformen wieder und wertet seine eigene Hilfeleistung damit ab.

Im Verlauf des Interviews zeigt sich immer wieder, dass Herr Nelles es wichtig zu sein scheint, dass seine geleistete Hilfe stärker wahrgenommen und anerkannt wird. Er nimmt sich immer wieder Raum im Interview, um konkrete Situationen anzuführen, in denen er Mitmenschen geholfen hat und möchte diese Hilfe im Interview sichtbar machen. Hier zeigt sich jedoch ebenso, dass er es nicht gewohnt zu sein scheint, seine Hilfe im Gespräch zu präsentieren und darzustellen.

5.2.1.5 Zusammenfassung: habituspezifischer Zugang zu Engagement

Der gesellschaftliche Wandel wird von Herrn Nelles als Bedrohung wahrgenommen und der schwindenden Gemeinschaft sowie zunehmenden Individualisierung scheint er sich weitgehend hilflos ausgeliefert zu fühlen. Durch die immer wieder angewendete Formulierung »Das kann doch nicht sein« möchte er seinen Aussagen mehr Kraft verleihen und seine Enttäuschung über die heutige Zeit kundtun. Aufgrund dieser Ohnmacht sieht er kaum Handlungsmöglichkeiten, außer in der Aufrechterhaltung kleiner Orte seiner Lebenswelt, die ihm Sicherheit bieten. Hierzu gehört seine Familie als sicherer Hafen (er spricht von »Heimgehen« und einem »Wir« mit seinem Enkelsohn), die Kneipe mit seinen langjährigen Freund*innen sowie der Fußballverein. Ebenso der fest strukturierte Alltag, der in Anlehnung an seine berufliche Tätigkeit gestaltet wird, bietet ihm eine Routine.

Doch kündigen sich auch im Fußballverein erste Veränderungen an, denn viele junge Leute scheinen in den Verein gekommen zu sein und damit zu einer Veränderung des Vereinslebens beigetragen zu haben, indem auch hier neue Medien eine stärkere

Rolle spielen. Aufgrund dessen hat Herr Nelles sich aus der Trainerrolle zurückgezogen und eine neue Aufgabe (die Teilnahme seiner ehemaligen Mannschaft am Karnevalszug) gesucht. Auch der Bereich der Konfliktaustragung unterliegt einem Wandel, so dass Herr Nelles sich hier ebenfalls mit veränderten Rahmenbedingungen konfrontiert sieht und seine Rolle neu ausfüllen muss.

Eine Sicherheitsorientierung findet sich wie in Engagementmuster I auch in Herrn Nelles' Engagement: er bewegt sich in seinem Bereich des Möglichen und betont, keine neuen Dinge hinzulernen zu können. Zentrales Anliegen seines Engagements im Freundeskreis und der Familie ist das Herstellen von Sicherheit und Geborgenheit und damit die Sicherung seiner sozialen Stellung in der Gesellschaft. Die von Herrn Nelles praktizierte Hilfe, die ohne viele Worte funktioniert und sich durch eine selbstverständliche Unterstützung in alltagspraktischen Angelegenheiten auszeichnet, ist eine *anpackende*, praktische Hilfe. Herr Nelles grenzt sich mit dieser Hilfe von den Menschen ab, die sich in anerkannten Formen des bürgerschaftlichen Engagements einbringen (bildungsbürgerliches, konventionelles Hilfeverständnis) und dieses Engagement öffentlich darstellen. Sich selbst sieht er nicht zu dieser öffentlichen Sphäre dazugehörig und schließt sich selbst aus diesem Bereich des Engagements aus (der Selbstausschluss kommt dem Fremdausschluss damit zuvor). Seine Hilfe im Bereich des Privaten wird nicht zum Vorzeigen geleistet und er verfolgt weniger idealistische Ziele, sondern möchte vielmehr mit seinem Engagement einen Beitrag zur Gestaltung seines direkten Umfeldes leisten.

Zudem übernimmt Herr Nelles insbesondere männlich konnotierte Tätigkeiten (Handwerk, körperliche Auseinandersetzungen) und verweist auch im Interview auf seinen männlichen Freundeskreis (oder auch den Schwiegersohn, den er besonders hervorhebt). Insbesondere über die Hilfe in körperlichen Auseinandersetzungen schreibt sich Herr Nelles ein Alleinstellungsmerkmal zu.

Neben seiner praktischen Form der Hilfe in körperlichen Auseinandersetzungen findet sich auch in Herrn Nelles' Sprache eine direkte und unmittelbare Ausdrucksform. Es werden nur die nötigsten Sätze formuliert und keine langen Erzählungen vorgenommen, außer in wenigen Passagen, in denen Herr Nelles der Interviewerin die realen Probleme im Leben darstellen möchte.

Neben einer pflichtbewussten, asketischen Lebensweise (feste Alltagsstruktur durch terminierte Schlafens- und Arbeitszeiten sowie ein Nebenjob, der aus finanzieller Sicht nicht notwendig ist), finden sich auch Ausbrüche aus diesem disziplinierten Alltag und die Suche nach einem Ausgleich in Form von Genuss, beispielweise durch den Alkoholkonsum in der Kneipe.

Die Fokussierung auf die Arbeit und ein gewisser Leistungsanspruch fanden sich auch in seinem früheren Erwerbsleben. Diesen Leistungsanspruch stellt er nicht nur an sich, sondern auch an seine Mitmenschen. Arbeit dient für Herrn Nelles nicht zur Selbstverwirklichung und zum Ausleben eigener Interessen, sondern bietet die Möglichkeit einer finanziellen Absicherung (daher auch der regelmäßige Hinzuverdienst).

5.2.2 Muster II: Engagement nach dem Prinzip »Authentizität und Respektabilität«

Das Engagementmuster II ist zu finden in der Traditionslinie der Facharbeit und der praktischen Intelligenz, hier im Traditionellen Arbeitermilieu. Anhand des empirischen Materials zeigen sich im Fall von Herrn Nelles Spezifika des Engagements für das Traditionelle Arbeitermilieu, so dass davon ausgegangen werden kann, dass dieser Fall für ein Engagementmuster steht, welches sich von dem Muster des höher angesiedelten Leistungsorientierten Arbeitermilieus sowie dem weiter rechts verorteten Kleinbürgerlichen Arbeitermilieu abgrenzt.

Deutlich wird dies insbesondere an der Bedeutung *anpackender* Tätigkeiten. Diese insbesondere im Bereich des Privaten verorteten Tätigkeiten bleiben der Öffentlichkeit verborgen und werden kaum wahrgenommen. Das Engagement dieses Musters, verstanden als authentische und pragmatische Hilfe, benötigt keine großen Worte und wird damit von einem konventionell bürgerlichen Engagementverständnis abgegrenzt. Die Interviewsituation wird als Möglichkeit genutzt, die eigenen Tätigkeiten zu präsentieren und damit auch deutlich zu machen, sich ebenfalls für die Gemeinschaft zu engagieren. Das eigene Tun, ob im Rahmen eines Engagements oder der Erwerbsarbeit, dient als Abgrenzung zu den Schwächsten der Gesellschaft und verweist auf eine Nähe zur Trennlinie der Respektabilität.

Neben diesen Alleinstellungsmerkmalen des Engagementmusters finden sich ebenso Parallelen zu Fällen aus anderen Mustern, wie beispielsweise den deutlichen Ressentiments gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund (siehe dafür das *präventios-statusorientierte Engagement*, Muster I) oder den handwerklichen Tätigkeiten, die ebenso im gemeinschaftlich-solidarischen Engagement (Muster III) eine Rolle spielen. Zudem lassen sich hinsichtlich der körperlichen und affektbezogenen Dimension des Engagements auch Parallelen zum Traditionslosen Arbeitermilieu erkennen (Vester et al. 2001: 522–525), welches im Sample der vorliegenden Studie jedoch nicht vertreten ist. Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass sich auch in diesem Milieu dementsprechende habitusspezifische Engagementformen finden lassen (siehe auch Kap. 7.2).

5.2.2.1 Milieuspezifische Engagementpraktiken

Das Engagementmuster II ist geprägt durch ein Engagement im Bereich des informellen Engagements, welches im engsten Bekannten- und Freundeskreis geleistet wird. Dieser solidarische Zusammenhalt ist über Jahre gewachsen und die gegenseitige Hilfe demgemäß von Vertrauen getragen. Hilfe für andere Menschen außerhalb des Freundeskreises und der Familie findet sich in diesem Muster weniger.

Zu den konkreten Tätigkeiten zählen in diesem Engagementmuster handwerkliche Hilfen, wozu beispielsweise die Hilfe bei Umzügen oder Reparaturarbeiten an Autos zählen. Die Fähigkeit, *anpacken* zu können ist hier von Bedeutung (getreu dem Motto *Taten statt Worte*). Die in Engagementmuster I beschriebenen Tätigkeiten, welche an andere »nach unten« delegiert werden, finden sich genau hier wieder. Das Engagement-

muster ist somit weniger durch planende und verwaltende, sondern vielmehr durch ausführende Tätigkeiten gekennzeichnet.

Dieser *anpackenden* Dimension von Hilfe wird ebenso in körperlichen Auseinandersetzungen Ausdruck verliehen: werden Schwächere körperlich angegriffen wird sich auch hier solidarisiert und damit gewaltvollen Auseinandersetzungen nicht aus dem Weg gegangen. Am Beispiel von Herrn Nelles zeigt sich in diesem Kontext jedoch der Einfluss des Lebensalters, indem aufgrund einer schwindenden Kondition eher ein Rückzug hinsichtlich dieser Hilfe stattfindet.

Wie in Engagementmuster I wird auch in diesem Muster an den aus der beruflichen Zeit erworbenen Fähigkeiten angeknüpft. Diese Fähigkeiten beziehen sich jedoch hier insbesondere auf praktische Tätigkeiten. Die Möglichkeit, sich neue Aufgabenfelder zu erschließen und dafür auch die entsprechenden Kompetenzen zu erwerben wird für sich selbst ausgeschlossen, da das Erlernen von neuen Dingen im Alter (und eventuell aufgrund des Milieus) nicht als möglich gesehen wird.

Ausgangspunkt für das Engagement sind Gesellungsorte, die bereits über Jahrzehnte bestehen und teilweise zu einem *zweiten Zuhause* geworden sind. In diesen Kreisen führt das vorhandene Vertrauen zu einer gegenseitigen Hilfe: nicht nur die eigene Hilfe wird angeboten, sondern ebenso kann auf die Hilfe der anderen gezählt werden (*»eine Hand wäscht die andere«*). Diese Reziprozität in der Hilfe ist von besonderer Bedeutung und dient ebenfalls zur Aufrechterhaltung von Sicherheit durch verlässliche Strukturen.

Neben den informellen Hilfen findet sich auch ein Engagement in Vereinen, welche jedoch einen starken Bezug zur direkten Lebenswelt aufweisen. Vereine, die ihre Arbeit öffentlichkeitswirksam nach außen präsentieren (wie beispielsweise der Bürgerverein des Stadtteils) sowie die Arbeit von Politiker*innen werden hingegen kritisch beäugt.

Die eigene Hilfe findet eher im Privaten statt. Sollte sie doch an eine institutionelle Struktur wie einen Verein gebunden sein, wird diese nicht nach außen kommuniziert. Daher werden auch weniger »Posten« besetzt (wie in Engagementmuster I), die mit ihren übernommenen Aufgaben auch nach außen vorzeigbar werden, sondern eher Aufgaben, die einen abgesteckten Bereich umfassen und keine öffentlichkeitswirksame Funktion besitzen.

Bedeutung des Strukturwandels im Stadtteil für Engagement

Aufgrund der langen Wohndauer im Stadtteil finden sich auch in diesem Engagementmuster die Wahrnehmung eines gesellschaftlichen Wandels und ein Vergleich des früheren mit dem heutigen Zusammenleben im Stadtteil. Das damalige Zusammenleben wird jedoch weniger idealisierend präsentiert, sondern eher auf die heutigen Missstände aufmerksam gemacht. Dazu zählt insbesondere die Kritik an bestimmten Gruppen, die für das schlechte Zusammenleben verantwortlich gemacht werden u.a. Menschen mit Migrationshintergrund sowie Jugendliche, die insbesondere aufgrund des hohen Medienkonsums kritisiert werden. Die Technisierung in Form von neuen Medien und jugendkulturelle Lebensweisen werden kritisch gesehen. So wird zwar eine selbstgewählte Distanzierung von diesen Entwicklungen präsentiert, die jedoch den Eindruck

erweckt, den Anschluss bereits verloren und die Entscheidung daher nicht freiwillig gefällt zu haben.

Die Verbitterung über den Wandel äußert sich in pauschalisierenden, ressentimentgeladenen und rassistischen Erklärungsmustern gegenüber Jugendlichen sowie Migrant*innen. Die Abwertung von Menschen mit Migrationshintergrund zeigt sich auch sprachlich, unter anderem in einer *Verdinglichung* der Menschen.⁵ Auch Politiker*innen werden als Repräsentant*innen der oberen Milieus aufgrund ihres hohen Verdienstes und der fehlenden Herbeiführung von konkreten Veränderungen kritisiert.

Der wahrgenommene Wandel führt auch zu veränderten Rahmenbedingungen im eigenen Engagement. Aufgrund der neuen Gewaltdimension in kämpferischen Auseinandersetzungen wird zunehmend der Versuch unternommen, eine Deeskalation der Situation herbeizuführen. Die Helferrolle muss aufgrund dieser neuen Gewaltdimension neu definiert werden, indem eher die Rolle des Organisators eingenommen wird, der die Gewaltauseinandersetzungen aufgrund seiner Erfahrungen professionell einschätzen und anderen Menschen durch konkrete Handlungsanweisen helfen kann.

Zur Sicherung der sozialen Stellung in der Gesellschaft tragen unter anderem die schon während der Erwerbstätigkeit ausgeübten Nebentätigkeiten bei, die auch im Ruhestand fortgeführt werden. Nicht nur die finanzielle Absicherung ist hier von Bedeutung, sondern ebenso die durch die Tätigkeit vorhandene Alltagsstruktur.

Sicht auf anerkanntes Engagement

Das Engagementmuster weist insbesondere Hilfe in der Familie und in Freundschaften auf. Die angebotene Hilfe kommt daher insbesondere Menschen zugute, zu denen bereits eine langjährige Bindung besteht. Das Engagement in ausgewählten Vereinen ist eher geprägt durch Aufgaben, die von außen wenig sichtbar sind.

Bezugnehmend auf die Studie von Geiling et al. (2001) in Hannover Vahrenheide, in der Institutionen eines Stadtteils im sozialen Raum verortet wurden und damit eine Nähe oder Ferne zu bestimmten Milieus aufgezeigt werden konnte, zeigt sich auch hier, dass ein Engagement in Vereinen differenzierter betrachtet werden muss. So ist in diesem Engagementmuster eine Nähe zum Fußballverein vorhanden, jedoch ebenso eine kritische Sicht auf politische Parteien, in denen von Politiker*innen keine Arbeit gemacht, sondern nur Geld kassiert und sich nach außen gut präsentiert werde. Das Reden über Engagement und die Präsentation nach außen passen nicht zum Anspruch der eigenen Authentizität im Engagement. Dabei findet sich ein nach oben gerichteter Blick: es wird bei der Frage nach Personen, die anderen Menschen helfen, auf öffentliche und prominente (»höhergestellte«) Personen (bspw. Mutter Theresa) verwiesen, so dass die eigene Hilfe in Bezug zu dieser öffentlichen Hilfe gesetzt wird.

5 Herr Nelles beschreibt beispielsweise die Bewohner*innen seines ehemaligen Wohnhauses: »*Alles andere is schwarz*« (Z. 153) oder »*das ganze Gedriss*« (Z. 552-553).

5.2.2.2 Verortung im sozialen Raum

Das Engagementmuster II ist zu finden in der Traditionslinie der Facharbeit und der praktischen Intelligenz, hier im Traditionellen Arbeitermilieu, welches in den letzten Jahrzehnten erheblich geschrumpft ist und insbesondere durch einen hohen Altersdurchschnitt gekennzeichnet ist (Vester et al. 2001: 513). In Abgrenzung zu den anderen Mustern weist dieses Engagementmuster charakteristische Elemente auf, die Hinweise auf das Arbeitermilieu auch im Engagement zeigen.

Dazu zählt unter anderem, dass das Engagementmuster durch einen Anspruch an Authentizität gekennzeichnet ist: das für das Arbeitermilieu charakteristische Merkmal *sich so zu geben wie man ist* zeigt sich auch im gewählten Engagement. Hier wird eher Kritik an den Menschen geübt, die sich durch ihr Ehrenamt nach außen präsentieren wollen und denen es damit an Authentizität fehlt. Daher wird auch die nach außen dargestellte Arbeit des Bürgervereins kritisiert.

Höhere Bedeutung hat hingegen der Zusammenhalt in den eigenen Bezugsgruppen, wie der Familie sowie unter Freund*innen aus der Kneipe und dem Fußballverein. Diese Kontakte sind wichtiger als ein beruflicher Aufstieg, so dass sich auch hier eine einfache Lebensweise zeigt, in der es weniger um »Selbstlob, Prahlerei, Prestigedenken, überzogene[...] Ansprüche[...] und modische[n] Konsum« (Vester et al. 2001: 514) geht. Die Gemeinschaft mit den engen Bezugspersonen bietet eher die Möglichkeit, Entspannung und Genuss nachzugehen. Hier finden sich teilweise Parallelen zum Gesellungstyp »Die Unkomplizierten« (ebd.), in dem zur Befreiung aus Arbeitszwängen »nach Gelegenheiten der Zerstreuung« (ebd.: 485) gesucht wird, die in einem großen Freundeskreis gefunden werden. In diesen (Kneipen-)Freundschaften zeigt sich auch, »dass tiefeschürfende Kommunikation und gefühlsbetonte Selbstentäußerung eher vermieden werden« (ebd.: 485). Hinsichtlich des Engagements wird bei den Unkomplizierten zudem deutlich, dass »das Engagement in Vereinen, Nachbarschaft und Peergroups wichtiger als in kirchlichen, politischen oder gewerkschaftlichen Zusammenhängen« (ebd.: 485–486) ist.

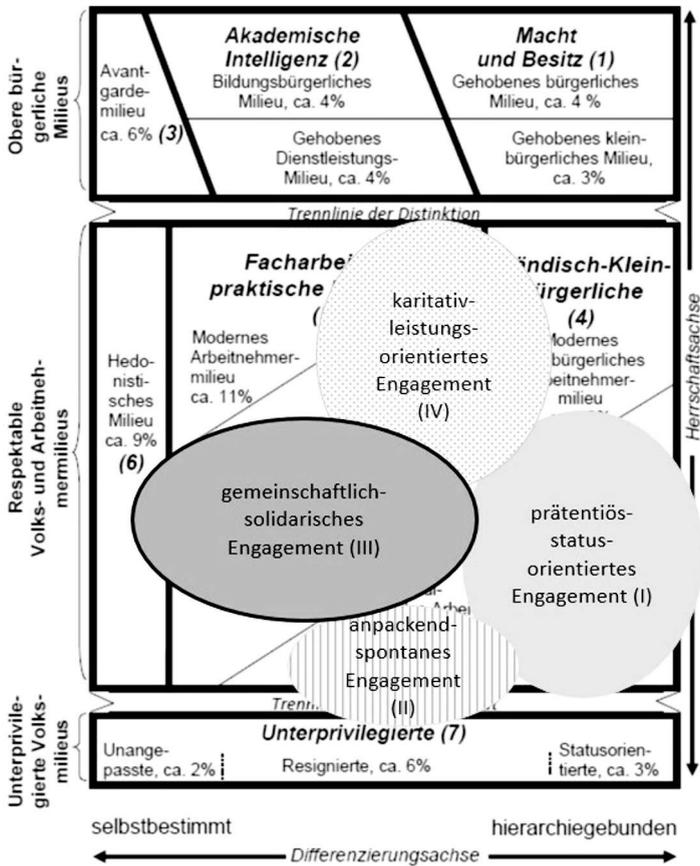
In diesem Engagementmuster zeigt sich auch eine Geschlechterdimension, indem insbesondere männlich konnotierte Tätigkeiten (Handwerk, anpackende Tätigkeiten) benannt werden und auch die freundschaftlichen Netzwerke männlich dominiert sind. Bourdieu (1982) beschreibt dies in »Die feinen Unterschiede« als Charakteristikum für den in den unteren Milieus zu findenden Geschmack des Notwendigen (ebd.: 598). Hier gilt eine »strikttere Vorstellung von der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und von Sexualmoral« (ebd.), um damit nicht an Männlichkeit zu verlieren. Damit verbunden ist auch »die Hochschätzung von allem, was der Schaffung und Erhaltung dieser Männlichkeit dient« (ebd.: 600), wozu dementsprechend die »körperliche Kraft« (ebd.) sowie der »physische Mut« (ebd.) zählen, die sich in den vorliegenden Ergebnissen in den Engagementtätigkeiten niederschlagen. Die hier insbesondere körperlich dominierten Tätigkeiten können zudem als ausführende Tätigkeiten verstanden werden. So führt Bourdieu bezugnehmend auf Gramsci aus, »daß der Arbeiter dazu tendiert, die in seiner Stellung als bloß ausführendes Organ begründeten Einstellungen auf alle Bereiche auszudehnen« (ebd.: 602). In Abgrenzung zu Engagementmuster I sind die hier zu findenden Tätigkeiten insbesondere durch diese Ausführung (und weniger Planung

sowie Verwaltung) gekennzeichnet. Diese Rolle des ausführenden Organs bringt Bourdieu auch in Zusammenhang mit dem Verhältnis der Arbeiter zu technischen Geräten – hier spricht er davon, dass die Arbeiter von den Maschinen dominiert werden, »die sich eher ihrer bedienen als daß sie sie bedienen« (ebd.: 604). Diese Distanz und das Unvermögen, über technische Entwicklungen Herr zu werden, finden sich auch in einer grundsätzlichen Skepsis gegenüber neuen Medien in dem vorliegenden Engagementmuster. Die Jugendlichen werden aufgrund ihrer Affinität zu neuen Medien abgewertet, insbesondere aufgrund des dadurch stattfindenden nachlassenden Gemeinschaftsgedankens.

Im folgenden Kapitel wird das Engagementmuster III, verortet oberhalb des anpackend-spontanen Engagements, vorgestellt.

5.3 Engagementmuster III: Gemeinschaftlich-solidarisches Engagement

Abbildung 16: Gemeinschaftlich-solidarisches Engagement (Muster III) verortet in der Milieutypologie nach Vester et al. (2001)



Das gemeinschaftlich-solidarische Engagement ist im sozialen Raum auf Höhe des präventiv-statusorientierten Engagements angesiedelt, jedoch in der links stehenden Traditionslinie der Facharbeit und der praktischen Intelligenz und dort im leistungsorientierten Arbeitsmilieu. Von den in diesem Engagementmuster zu findenden drei Fällen wird im Folgenden Herr Laue als Fallportrait vorgestellt.

5.3.1 Fallportrait Herr Laue: »ich werd ja nie in Entscheidungen mit einbezogen. [...] Ich bin ja nich nur da hingegangen, um nur ausführendes Organ zu sein.«

5.3.1.1 Einführung in den Fall

Herr Laue (Jg. 1950), zum Zeitpunkt des Interviews 65 Jahre alt, lebt seit 27 Jahren in der Großstadt; 20 Jahre davon im Stadtteil der Großstadt. Nach seinem Hauptschulabschluss absolvierte er eine Lehre und war als technischer Angestellter in der IT-Branche tätig. Gemeinsam mit seiner Frau lebt er in einem Einfamilienhaus, in dem sie die erste und zweite Etage bewohnen. Im Erdgeschoss des Hauses lebt seine Schwiegermutter. Beide Eheleute brachten Kinder aus erster Ehe mit in die Beziehung. Er betont jedoch, dass die Stiefkinder für ihn ebenfalls zur eigenen engen Familie gehörten und ein Zusammenhalt in der Familie für ihn zentral sei: »ich muss mich auf einen verlassen können. Ich sage, ich muss einen nachts aus'm Bett anrufen können und sagen, hier hör mal, komm.« (Z. 521-529)

Herr Laue geht aktuell einem Nebenjob nach, was er bereits während seiner Berufstätigkeit viele Jahre gemacht hat. Derzeit arbeitet er auf Abruf bei einer Logistikfirma und übernimmt dort organisatorische Aufgaben (Fahrdienste, administrative Bürotätigkeiten etc.). Dieses zusätzlich verdiente Geld investiert er insbesondere in sein nach seinen Angaben relativ teures Hobby, den Angelsport. Neben dem Angeln verbringt Herr Laue seine Freizeit gerne im eigenen Garten oder beschäftigt sich mit dem Computer (in Fortführung seiner beruflichen Tätigkeit in der IT-Branche). Im Umgang mit dem Computer betont er, keine PC-Kurse besucht zu haben, sondern sich die Fähigkeiten selbst angeeignet zu haben.

Sich selbst beschreibt Herr Laue als »sehr ruhig« (Z. 227) und introvertiert. Das Zugehen auf fremde Menschen würde ihm nicht liegen, was er in Verbindung bringt mit seiner damaligen beruflichen Tätigkeit und dem fehlenden Kund*innenkontakt. So sei auch dieses Interview für ihn eine ungewohnte Situation: »Was wir jetzt hier so machen, das is normal unnatürlich für mich.« (Z. 227-228)

In der Interviewsituation gibt es immer wieder Passagen, in denen Herr Laue selbstkritisch wirkt und er seine eigene Haltung in Frage stellt. Hierzu gehört beispielsweise der Hinweis, dass er hinsichtlich der Kontaktaufnahme zu anderen Menschen nicht einfach wäre. Auch bei der Entstehung von Konflikten innerhalb der Familie sucht er die Ursache für Auseinandersetzungen nicht nur bei den anderen: »Ham wir jetzt im Moment wieder Probleme, ne. Äh, aber ich sag, es gehören immer zwei zu. Ich bin auch nicht einfach. Ich bin äh, manchmal sehr schwierig.« (Z. 442-445)

5.3.1.2 Engagementpraktiken

Im Laufe seines Lebens hat Herr Laue sich in unterschiedlichen Vereinen, insbesondere Sportvereinen, engagiert und ist auch zum Zeitpunkt des Interviews aktives Mitglied in einem Angelverein in Großstadt, in dem er die Aufgabe des Kassierers übernimmt.

Im Weiteren werden zunächst die Tätigkeiten in institutionellen Strukturen beleuchtet und anschließend die Hilfe im Freundeskreis und der Familie vorgestellt.

Engagement in Vereinen

Ein Beispiel für Herrn Laues aktive Mitarbeit in institutionellen Strukturen ist die während seiner Berufstätigkeit übernommene Betreuung der Kinder im Fußballverein seines Sohnes. Dort war er als »Mädchen für alles« (Z. 841) dafür zuständig, Fahrten zu den Auswärtsspielen zu übernehmen oder beim Training anwesend zu sein. Wichtig war ihm dabei, durch sein Engagement die Gemeinschaft im Blick zu haben, damit »für alle etwas rausspringt. Also für die Allgemeinheit, da setz ich mich dann auch für ein.« (Z. 923-924) Dies führte jedoch auch dazu, dass sein Engagement teilweise von anderen Eltern ausgenutzt wurde:

»Das war ja so schlimm, da ham die Eltern bei uns angerufen, können sie den Sohn abholen? Hab ich den Sohn dann noch abgeholt und zum Fußball mitgenommen und nachher wieder nach Hause gefahren.« (Z. 838-840)

Mit dem Wissen darüber, dass die Eltern ihre Kinder auch selbst hätten fahren können, übernimmt er nichts desto trotz diese Aufgabe, um auch hier die Gemeinschaft aufrecht zu erhalten und den Kindern die Teilnahme am Fußballtraining zu ermöglichen.

Seit 15 Jahren ist Herr Laue Mitglied in einem Angelverein und übernahm dort zwei Jahre lang den Posten des Kassierers. Als er jedoch feststellte, dass der Vorsitzende den Verein um Geld betrog, hat er diesem »die Pistole auf die Brust gesetzt« (Z. 863) und vor die Wahl gestellt, die Polizei einzuschalten oder aber selber dafür zu sorgen, dass das Geld wieder in den Verein zurückfließt. Herr Laue fühlte sich an dieser Stelle für den Verein als Gemeinschaft verantwortlich und sorgte dafür, dass sich die finanzielle Situation wieder entspannte, indem nach und nach die Gelder zurückgezahlt wurden. Hier ist er selbstbewusst aufgetreten, denn »der erste Vorsitzende [...], der musste mir seine Scheckkarte abgeben. Der kam nich mehr an Geld dran. Genau dasselbe vom Geschäftsführer.« (Z. 866-868) Er übernahm Verantwortung und regelte die Situation eigenständig im Sinne aller Vereinsmitglieder. Anschließend trat er jedoch aus dem Verein aus, da für ihn das Handeln des Vorsitzenden untragbar war. Er suchte sich einen neuen Angelverein, in dem er gemeinsam mit seiner Frau für drei Jahre die Aufgabe des Veranstaltungswarts übernahm. Wie die vorangegangene Funktion des Kassierers führte er diese Aufgabe sehr gewissenhaft aus und brachte sich mit konkreten Vorschlägen ein. Er erarbeitete beispielsweise einen Fünf-Jahresplan für neue Anschaffungen, mit dem Ziel, durch gut ausgestattete Räumlichkeiten den Verein besser vermieten zu können und durch diese Vermietung zusätzliche Einnahmen zu erzielen. Von dem Vorsitzenden und anderen Mitgliedern wurde dieser Vorschlag jedoch eindeutig abgelehnt: »was willst du mit so nem Blödsinn?« (Z. 901) Aufgrund dieser Reaktion zieht er auch an dieser Stelle seine Kon-

sequenz (vergleichbar mit dem Austritt aus dem vorherigen Verein), indem er sich mit seiner Frau nicht mehr wiederwählen lässt.

Bei der Beschreibung dieser Situation betont Herr Laue, beruflich und privat trennen zu können, denn der Vorsitzende des Vereins war ein guter Freund von ihm, der es ihm übel nahm, sich nicht wieder zur Wahl zu stellen. Es scheint Herrn Laue wichtig zu sein, seine Fähigkeit der rationalen Trennung der beiden Bereiche zu betonen, denn auch am Ende des Interviews hebt er nochmals diese Eigenschaft hervor:

»ich hab Leute, die hab ich auf der Arbeit [...] ich will nich sagen, runtergeputzt, aber ich hab denen meine Meinung gesagt und hab gesagt, denk dran, und heute abend is pünktlich um sechs Uhr wollen wir uns treffen zum Kegeln. Ich hab das vergessen, ich kann das.« (Z. 1096-1100)

Herr Laue betont, dass diese Fähigkeit nicht viele Leute hätten und kann sich damit über seinen rationalen und pragmatischen Umgang mit Konflikten aufwerten.

Der Wunsch nach Mitgestaltung zeigt sich ebenfalls anhand seiner Mitgliedschaft im Arbeitskreis für den Stadtteil, der moderiert durch einen Sozialarbeiter das Ziel verfolgt, das Leben im Stadtteil für ältere Menschen zu verbessern. Neben Herrn Laue und seiner Frau arbeiten sechs weitere Senior*innen aus dem Stadtteil in diesem Arbeitskreis mit. Auch Frau Schick und Herr Grau (*präventios-statusorientiertes Engagement*, Muster I) gehören dieser Gruppe an, bringen sich dort aber nicht aktiv ein, weshalb sie in ihren Interviews auch nicht über diesen Arbeitskreis berichten. Herr Laue übernimmt hingegen einen aktiven Posten, indem er für die Erstellung eines Stadtteilkalenders am Computer zuständig ist und damit an seinen vorhandenen IT-Kenntnissen anknüpft.

Hinsichtlich der konkreten Ausgestaltung der Zusammenarbeit im Arbeitskreis äußert er jedoch deutliche Kritik, die er mit den Worten *»da gefällt mir auch so einiges nich«* (Z. 929-930) einführt. Im Zentrum seiner Kritik steht die fehlende Möglichkeit der Mitbestimmung und Partizipation in diesem Gremium. Er sieht sich persönlich nur als derjenige, der Arbeit übernehmen muss, seine eigenen Ideen und Fähigkeiten aber nicht einbringen darf: *»ich werd ja nie in Entscheidungen mit einbezogen. [...] Ich bin ja nich nur da hingegangen, um nur ausführendes Organ zu sein.«* (Z. 930-934) Sich selbst sieht er damit als denjenigen, der arbeitet (da er mit viel Zeitaufwand die Terminübersicht aller Veranstaltungen im Stadtteil erstellt, die dann in der zweimal jährlich erscheinenden Stadtteilzeitung abgedruckt wird), jedoch ansonsten in keine Entscheidungen eingebunden wird. Die in Engagementmuster II (anpackend-spontanes Engagement) dargestellte ausführende Tätigkeit reicht Herrn Laue an dieser Stelle nicht aus, sondern er möchte gestalterisch aktiv werden.

Es sind seiner Meinung nach jedoch nicht nur die fehlenden Möglichkeiten der Mitbestimmung bei Entscheidungen, sondern auch die fehlende aktive Mitarbeit aller Teilnehmenden im Arbeitskreis. So könnten seiner Meinung nach Aufgaben auf mehreren Schultern verteilt werden: *»das reißt sich jetz die XY ((Nachname der Vorsitzenden des Bürgervereins)) unter den Nagel und sagt, ich mach das. Äh, die macht das ja auch alleine.«* (Z. 948-949) An dieser Stelle wird deutlich, dass Herr Laue sich wünschen würde, dass die Arbeitskreismitglieder stärker mit ihrer Expertise in die Arbeit eingebunden würden. Durch die Einbindung mehrerer Personen könnte seiner Meinung nach ein besseres Ergebnis erzielt werden, indem viele verschiedene Perspektiven zusammenkommen und somit ein Problem umfassender bearbeitet wird. Hier zeigt sich ein Anspruch, aktiv mitgestal-

ten und mitbestimmen zu wollen. Er sieht in der Zusammenarbeit folgende Problematik: »Ja, das ist einfach dann gemacht, getan und ohne eventuell groß zu überlegen.« (Z. 1016-1017) Die Gemeinschaft im Arbeitskreis stellt für ihn ein Potenzial dar, welches bisher nicht genügend genutzt wird. An dieser Stelle geht es Herrn Laue nicht nur um das konkrete Tun, welches er bisher in seinen Tätigkeiten hervorgehoben hat, sondern auch um eine gemeinsame Planung in der Gruppe und damit das Vermeiden eines kopflosen Vorgehens.

Engagement in der Familie und im Freundeskreis

Die von Herrn Laue geschilderten Hilfsituationen (Situationen, in denen er Hilfe anbietet oder in denen ihm geholfen wird) handeln meist im familialen Kontext und beziehen sich auf handwerkliche und landwirtschaftliche Tätigkeiten. Viele der von ihm genannten Beispiele stammen aus seiner Kinder- und Jugendzeit, denn er lernte bereits früh selbstverständliche Unterstützung innerhalb der Familie kennen. Im Interview führt er diesbezüglich verschiedene Beispiele an, wie die Unterstützung bei der Gartenarbeit oder die Hilfe bei Renovierungstätigkeiten.

Das von Herrn Laue gezeichnete Bild seiner Familie, wozu er das Zusammenleben im weiten Kreis der Familie zählt (also auch seine Tanten und Onkel) beschreibt er als idyllisch, harmonisch und durch gegenseitige Hilfe gekennzeichnet. Da er diese Hilfe von seinen Eltern bereits als Kind gelernt habe, baute er sich selbst ebenfalls ein großes Netzwerk auf, so dass bei seinem ersten Umzug in eine eigene Wohnung mit Anfang 20 sogar zu viele Helfer*innen anwesend waren: »ich hatte so viel Leute, die geholfen haben, so viel Möbel und alles hatten wir gar nicht.« (Z. 364-365) Auf dieses breite Netzwerk an Unterstützung ist Herr Laue stolz, jedoch scheint dieses im Alter kleiner geworden zu sein, denn er verweist darauf, aktuell noch zwei gute Bekannte und seinen Sohn fragen zu können, wenn er Hilfe benötige.

Die starke Fokussierung auf handwerkliche Tätigkeiten in Herrn Laues Erzählungen verdeutlicht, dass die Fähigkeit *anpacken* zu können einen großen Stellenwert in seiner Familie hatte. So thematisiert Herr Laue bei den Erinnerungen an seine Jugendzeit keine Schulmomente oder Erlebnisse mit seinen Freund*innen, sondern berichtet davon, wie er als 15jähriger aufgrund einer Krankheit seines Vaters das Wohnzimmer alleine renovieren musste: »Jaja, das war es erste mal und dann auch noch ne Schräge tapeziert. Und dann Mustertapete« (Z. 556-557). Damit scheint Herr Laue in seiner Familie Anerkennung erhalten zu haben. Diese Erlebnisse in der Jugendzeit erklären auch, dass sich Herr Laue im Interview selbst als Person beschreibt, die arbeitet und dabei nicht viele Worte benötigt. Da der Bruder seiner Frau ihm diesbezüglich ähnlich sei, könne er mit diesem gut zusammenarbeiten: »der, so ungefähr so meine Wellenlänge auch hat, ne. Vom arbeiten her, nich viel reden, aber dann arbeiten, fertig.« (Z. 490-492)

In der konkreten handwerklichen Zusammenarbeit ist es Herrn Laue ebenso wichtig, dass beim Gegenüber entsprechende handwerkliche Kenntnisse vorhanden seien, was bei seinem Schwager ebenfalls der Fall sei: »Dann brauch ich mich mit dem auch nicht groß zu unterhalten, wie er den Hammer halten soll, der macht das, er kann das. [...] Ich muss nicht immer einem alles erklären müssen, und dann macht er's doch falsch.« (Z. 497-507) Das

Erklären und Verbalisieren von Tätigkeiten ist für ihn an dieser Stelle störend, denn er möchte als Macher agieren und vorankommen, ohne Worte zu gebrauchen.

Die beiden anderen Brüder seiner Frau hingegen könnten nicht richtig anpacken, was er durch die Beschreibung seines Schwagers verdeutlicht: »*Der eine Schwager, der is so alt wie ich, der sagt immer, er kann nichts machen, ihm tun die Füße weh. Der kann nich arbeiten, dem tun die Füße weh.*« (Z. 465-467) Durch ein lautes Ausatmen am Ende des Satzes sowie Herr Laues Mimik (er verdreht die Augen) verdeutlicht er, dass sein Schwager seiner Ansicht nach zimperlich sei und er immer wieder Ausreden suche, um nicht helfen zu müssen.

In seiner Familie hat Herr Laue aber nicht nur handwerkliche Hilfen erlernt, sondern ebenfalls Gastfreundschaft vorgelebt bekommen und einen herzlichen und offenen Umgang miteinander erlebt. Dies zeigt sich ebenfalls in der Gestaltung seiner privaten Kontakte.⁶ Bei der damals von Herrn Laue übernommenen Betreuung der Fußballmannschaft seines Sohnes merkt er in einem Nebensatz an, dass seine Frau häufig noch einen »*Pott Tee*« (Z. 836) mitgebracht habe. Ein ungezwungener Austausch im Freundeskreis und das Verbringen gemeinsamer Zeit vermisst er heutzutage, denn es sei aus seiner Sicht nicht mehr möglich, Freund*innen ohne Voranmeldung auf ein Bier oder einen Wein zu besuchen. Früher hingegen »*wurde auch mal einfach hingegangen, ohne das mal einer, sach ich mal, dumm geguckt hat. Heute is es ja fast so, man muss sich ja schon voranmelden.*« (Z. 340-342) Aber nicht nur im privaten Kontext, sondern auch hinsichtlich der Gestaltung des Stadtteils fehlen ihm im öffentlichen Raum Treffpunkte für einen informellen Austausch, wie beispielsweise ein Café im Stadtteil. In diesem Kontext fällt häufig das Wort »gemütlich« (»*Schön gemütlich Kaffee trinken, es muss ja kein Kuchen dabei sein, aber mal n Kaffee trinken und n bisschen quatschen dazu (.) das fehlt ja hier, ne*«, Z. 722-724; »*Etwas gemütliches, sagen wir das gemütliche fehlt*«, Z. 748).

5.3.1.3 Auswirkungen des Strukturwandels im Stadtteil auf Engagement

Die beschriebene Gemeinschaft fehlt Herrn Laue dementsprechend auch im Zusammenleben im Stadtteil, bspw. in Form eines regelmäßigen Austauschs mit seinen Nachbar*innen. Hier findet sich weniger als im *präventiös-statusorientierten Engagement* (Muster I) ein Vergleich mit dem früheren Zustand des Stadtteils als vielmehr ein Vergleich mit seinem Heimatdorf, in dem sich jeder kannte. Den Stadtteil bezeichnet Herr Laue als »*Siedlung*« (Z. 183), denn für ihn sei eine Siedlung »*was eintöniges*« (Z. 183). Diese Eintönigkeit führt er in seinen weiteren Erzählungen aus: »*Hier is es schlecht, (.) n richtiges Leben zu bekommen. Alles irgendwie (.) so unnatürlich alles grade und eckig und und so vorgeben.*« (Z. 188-189) Die Planung des Stadtteils in den 1960er Jahren scheint für Herrn Laue ein Grund für den geringen Austausch der Bürger*innen untereinander zu sein und steht im Gegensatz zu seinen Erfahrungen aus seiner Kinder- und Jugendzeit. Er berichtet nicht nur von einem harmonischen Zusammenleben in seiner Familie, in der er Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft vorgelebt bekommen habe, sondern auch von einem engen und über Jahre gewachsenen Kontakt in der Nachbarschaft: »*da kannte man*

6 Die Interviewerin wird für das Gespräch beispielsweise zum gemeinsamen Mittagessen eingeladen.

den Herrn Schmitz, den Jupp überall, dann setzte man sich mit dem zusammen auf die Bank und hat n Schwätzchen gehalten und ging weiter.« (Z. 197-199) Es findet damit ein Vergleich des Zusammenlebens im Stadtteil mit seinen früheren Kindheitserfahrungen statt. Diese Form des ungezwungenen Austausches sowie ein vertrauensvolles Verhältnis in der Nachbarschaft gibt es seiner Meinung nach im Stadtteil nicht, denn im Vergleich zu seiner Jugendzeit ist der Stadtteil nicht natürlich gewachsen, sondern künstlich geschaffen, so dass viele Menschen auf engem Raum zusammenleben, die sich nicht kennen.

Trotz des Marktplatzes, der mit vereinzelt Bänken ausgestattet ist und auf dem einmal wöchentlich ein gut besuchter Markt stattfindet, fehlt Herrn Laue ein »Anlaufpunkt« (Z. 682), an dem man sich austauschen und treffen kann. In diesem Zusammenhang merkt er an, dass insbesondere ein Café im Stadtteil fehle. Insbesondere ältere Menschen verbringen nach Ansicht von Herrn Laue viel Zeit zu Hause, da sie keine entsprechenden Treffpunkte hätten.

Als Grund für den geringen Austausch untereinander sieht Herr Laue neben den fehlenden Treffpunkten auch den heutzutage zu hohen Ausländer*innenanteil im Stadtteil. Insbesondere kritisiert er die fehlende Möglichkeit der Kommunikation aufgrund von Sprachbarrieren. Dies führe dazu, dass er beispielsweise mit seinen Nachbar*innen nicht ins Gespräch komme:

»Ja, wir ham das Glück oder Pech, rechts der Nachbar is aus Indien, links der Nachbar aus Indien. Der rechte Nachbar, der kann deutsch. Der linke Nachbar, der Mann ja, die Frau mehr oder weniger gar nicht. Die versteht auch nichts. Also da ne ne Kommunikation is unmöglich, weil sie gar nichts versteht.« (Z. 204-207)

In seinen Erzählungen betont er, dass in den letzten Jahren vermehrt ausländische Familien in ihre direkte Wohnumgebung gezogen seien und nicht mehr nur in den großen Wohnblocks mit Mietwohnungen leben würden. Daher seien sie im Bereich der Eigentumswohnungen »jetz schon sehr international« (Z. 300). Diese Entwicklungen sieht er auch als Grund dafür, dass seine Familienangehörigen und die Angehörigen seiner Frau nicht im Stadtteil wohnen bleiben wollten. Er scheint durch den Zuzug von Menschen mit Migrationshintergrund eine Verdrängung wahrzunehmen. Bei ihm selbst hingegen steht insbesondere die fehlende Kommunikation und damit auch fehlende Gemeinschaft im Stadtteil im Fokus (im Gegensatz zum präventios-statusorientierten Engagement, Muster I, in dem eher die Praktiken der Menschen mit Migrationshintergrund kritisiert werden). Er hebt in seinen Erzählungen insbesondere auf die Sprachbarrieren ab, da aufgrund der verschiedenen Nationalitäten keine Kommunikation stattfinden könne und jede Gruppe unter sich bleibe.

Herr Laue scheint eine Zeit lang versucht zu haben, Kontakt zu seinen Nachbar*innen aufzubauen, indem er diese auf der Straße gegrüßt habe. Nachdem jedoch häufig keine Reaktion darauf gekommen sei, habe er dieses Zugehen auf seine Mitmenschen wieder eingestellt: »das mach ich einmal, mach ich zweimal, danach mach ich das auch nicht mehr« (Z. 282-284). An dieser Stelle lässt sich eine Enttäuschung bei Herrn Laue erkennen, denn es scheint für ihn, der sich als ruhiger Mensch beschreibt, große Anstrengung zu bedeuten, diesen Schritt auf Menschen zuzugehen.

5.3.1.4 Sicht auf institutionelles Engagement

Herr Laue bringt sich selbst in verschiedene Formen der Vereinsarbeit ein. Wichtig ist ihm dabei, nicht nur Mitglied zu sein, sondern sich auch aktiv zu engagieren, denn »jeder Verein [...] muss auch Leute haben, die etwas für den Verein tun, sonst geht der Verein kaputt« (Z. 887-888).

Daher engagiert er sich auch aktiv im Arbeitskreis des Stadtteils, um gemeinsam mit anderen Engagierten etwas bewegen zu können und damit auch die eigene Zukunft im Stadtteil positiv zu beeinflussen (dazu gehört für ihn beispielsweise die Gestaltung des Marktplatzes oder die Schaffung von Treffpunkten). Da er seine eigene Gestaltungsmöglichkeit als Individuum eher gering einschätzt, schließt er sich mit anderen zusammen: »ich werd vielleicht [...] nichts ändern können, aber ich kann vielleicht, wenn man mehrere sind, kann man vielleicht zusammen was ändern« (Z. 714-715). An dieser Stelle ist es für ihn wieder die Gemeinschaft, die im Fokus steht und über die gemeinsame Anliegen bearbeitet und positive Veränderungen im Stadtteil herbeigeführt werden können. Deutlich wird in Herrn Laues Ausführungen jedoch ebenso, dass zu seiner Jugendzeit angestrebte Veränderungen im Stadtteil nicht über Vereine oder Initiativen organisiert werden mussten. In der Nachbarschaft, in der Herr Laue aufwuchs, funktionierte diese Unterstützung unkompliziert im privaten Kontext. Hier führt er verschiedene Beispiele an, die die Hilfe bei handwerklichen Aufgaben beschreiben und aus seiner Sicht zu lebendigen Momenten in der Nachbarschaft beigetragen haben.

Herrn Laues unterschiedlichen Vereinsaktivitäten u.a. auch die Mitgliedschaft in einem Kegelverein, führten über die Jahre zum Aufbau eines großen Netzwerks an Bekannten, auf das er zurückgreifen kann: »ich war da im Kegelverein mit drin (.) ja sag ich, ich will dann und dann umziehen. Standen alle elf Mann da.« (Z. 388-390) In diesen Freundschaften wird ohne große Mühen schnell und unkompliziert Hilfe angeboten und damit eine Verlässlichkeit geschaffen (vergleichbar mit Herrn Nelles Netzwerken aus der Kneipe und dem Fußballverein, Muster II).

Es zeigt sich in der Mitarbeit in Vereinen jedoch ebenso, dass Herr Laue bei einer Konfrontation mit Widerständen von anderen Mitgliedern sein Amt niederlegt und sich aus dem Ehrenamt zurückzieht. Diese Entscheidung begründet Herr Laue im Interview auch: »wenn ich sehe, das hat keinen Sinn, dass sich da Mauer auf tun, dann sag ich einfach, soll ich mich, meine Freizeit damit kaputt machen? Mach ich nicht.« (Z. 922-926) Ihm ist es wichtig, in seinen Freizeitbeschäftigungen Spaß zu haben, so dass er unter einem Kosten-Nutzen-Aspekt das eigene Engagement abwägt. Zudem äußert sich eine grundsätzliche Harmonieorientierung nicht nur in der Familie und im Freundeskreis, sondern auch in der Mitarbeit in institutionellen Strukturen.

5.3.1.5 Zusammenfassung: habituspezifischer Zugang zu Engagement

Die Wichtigkeit der Familie für Herrn Laue⁷, der Wunsch eines harmonischen Zusammenlebens im Stadtteil, in dem sich jeder kennt sowie das Engagement in Vereinen eint

7 Während des Interviews zeigt Herr Laue der Interviewerin ein Familienfoto im Wohnzimmer und erläutert jeweils ein paar Sätze zu den Kindern, Enkeln und Urenkeln. Hier zeigt sich ein Stolz auf

den Gedanken einer Gemeinschaft, die für ihn im Zusammenleben zentral ist. Diese Gemeinschaft pflegt er in der Familie (das Zusammenleben mit seiner Schwiegermutter in einem Haus sowie die Unterstützung seiner Kinder trotz einzelner Probleme) und auch in seinem Freundes- und Bekanntenkreis, der früher sehr groß gewesen und im Alter kleiner geworden zu sein scheint. Diese Fokussierung auf die Familie steht nicht nur für den Gemeinschaftsgedanken, sondern auch für Herrn Laues Rückzug ins Private, wo er für sich Sicherheit findet.

In der Gestaltung seiner Freizeit zeigen sich auch hedonistische Momente, denn spontane Besuche bei Freund*innen fehlen ihm heutzutage. Nicht nur bei Treffen im Freundeskreis möchte er langfristige Planungen vermeiden, sondern auch in Hilfsituationen. Diese sind für ihn ebenfalls durch Spontaneität gekennzeichnet. Im Zentrum seiner Erzählungen steht dabei immer wieder die Familie, das Private.

In seinem Engagement zeigt sich ein großer Wunsch nach einer aktiven Mitgestaltung und der Berücksichtigung unterschiedlicher Ideen. Diese egalitäre Haltung findet sich insbesondere in der von ihm geäußerten Kritik an der Zusammenarbeit im Arbeitskreis, in dem ihm das Wissen der Teilnehmenden zu wenig einbezogen wird und damit keine optimalen Ergebnisse erzielt werden.⁸ Aber auch in seiner Vereinsarbeit bringt er sich durch die Übernahme von Posten sowie das Einbringen konkreter Vorschläge aktiv in das Vereinsleben ein.⁹ Werden diese Vorschläge aber nicht von allen getragen, ordnet er sich auch hier der Gemeinschaft unter und versucht nicht, seine Ideen weiter zu vertreten. Dahinter verbirgt sich ein Abwägen, ob sich der Aufwand für das Verfolgen der eigenen Interessen lohnt.

Neben dem Engagement in Vereinen hilft Herr Laue in der Familie oder bei Freund*innen, insbesondere bei handwerklichen Tätigkeiten. Er versteht sich als Macher, der Dinge anpackt und praktisch tätig wird (Tun statt Reden). Insbesondere sind es handwerkliche Tätigkeiten, die er anführt, sowie vereinzelt konkrete Tätigkeiten am Computer (beispielsweise im Rahmen des Arbeitskreises im Stadtteil). Herr Laue definiert sich dabei weniger über die Verfolgung idealistischer Ziele, sondern eher über die Umsetzung konkreter Anliegen. Daher verortet er für sich Hilfe insbesondere in seiner direkten Lebenswelt mit der Idee der konkreten Hilfe in der Nachbarschaft, der Familie oder dem Freundeskreis. Das Verfolgen *größerer thematischer Anliegen* sieht er für sich nicht. Hierzu passt auch ein Pragmatismus, der sich nicht nur in seinem Engagement zeigt, sondern auch an seiner Betonung der Trennung von privaten und beruflichen Angelegenheiten. Auch bei der Frage danach, wie er Menschen einschätzt, die sich engagieren, merkt er an: »n bisschen krumm machen, was tun und machen, sich engagieren, find ich gut« (Z. 817-818). Diese Aussage verdeutlicht nochmals Herrn Laues

die Familie und das Bedürfnis, der Interviewerin die einzelnen Familienmitglieder näherzubringen.

- 8 Dieser egalitäre Anspruch zeigt sich aber auch in einem Abschnitt des Interviews, in dem Herr Laue betont, dass es ihm und seiner Frau immer wichtig war, die Kinder frei zu erziehen: »wir haben unseren Kindern nie gesagt, ihr müsst. Wenn sie nicht wollten, dann wollten sie nicht, Ende, Feierabend.« (Z. 487-488)
- 9 Mit 15 Jahren wurde Herr Laue Mitglied in der IG Metall und ist auch heute noch Mitglied. Nähere Informationen diesbezüglich liegen nicht vor.

Aktionismus, in seinem Engagement durch Taten Veränderungen herbeiführen zu wollen.

Nicht nur in seinem Engagement, sondern auch in der Beschreibung des Familienzusammenhalts sowie des Zusammenlebens im Stadtteil findet sich durchgehend ein Gemeinschaftsgedanke. In dieser Gemeinschaft versteht er sich selbst als derjenige, der im Hintergrund agiert und die Gemeinschaft aufrechterhalten möchte. Zudem ist er davon überzeugt, dass Änderungen im Stadtteil nur durch viele Menschen und verschiedene Sichtweisen herbeigeführt werden können. Konkrete, spürbare Veränderungen im Stadtteil sind für Herrn Laue wichtig und weniger das Verfolgen *großer, abstrakter Themen*.

Die Idee der Natürlichkeit/Natur findet sich bei Herrn Laue nicht nur in der Beschreibung der Architektur des Stadtteils (den er als unnatürlich empfindet), sondern auch in der Aneignung von handwerklichen Tätigkeiten (die man nicht erlernen kann, sondern einem natürlich mitgegeben wurden).

An einigen Stellen des Interviews findet sich bei Herrn Laue eine Unsicherheit, die sich in Selbstzweifeln äußert, beispielsweise bei der Kontaktaufnahme zu Nachbar*innen oder bei angedeuteten Konflikten innerhalb der Familie. Hier vertritt Herr Laue weniger selbstbewusst seine eigene Position, sondern räumt ein, selbst an Problemen beteiligt zu sein.

5.3.2 Vergleichsfälle

Im Engagementmuster III finden sich zwei weitere Fälle, die im sozialen Raum eine Nähe zu Herrn Laue und damit auch Parallelen in den Engagementpraktiken aufweisen. Diese beiden Fälle, Frau Decker und Frau Christian, werden im Folgenden zur Verdeutlichung der bereits skizzierten Praktiken hinzugezogen.

Partizipative Mitgestaltung von Gruppen und Vereinen

Das im Fallportrait von Herrn Laue bereits dargestellte aktive Mitgestalten des Vereinslebens durch das Einbringen eigener Ideen findet sich auch bei Frau Christian, die seit Jahrzehnten eine selbstorganisierte Frauengruppe im Stadtteil leitet. Dabei betont sie, dass ihr die reine Geselligkeit in der Gruppe ohne ein inhaltliches Programm nicht ausreiche, so dass sie sich immer wieder Themen überlege und dazu teilweise auch entsprechende Referent*innen einlade: *»Ich möchte ganz gerne äh mal wenigstens so n Gedanken da immer drin haben.«* (Z. 30-31) Auch wenn die von ihr übernommene Aufgabe teilweise schon zu einer Belastung geworden zu sein scheint (*»ich würd auch so gerne mal mich irgendwo setzen, [...] und einfach auch mal nicht organisieren müssen«*, Z. 350-352), fühlt sie sich wie Herr Laue verantwortlich für die Gestaltung der Gruppe, so dass sie die Planung und Organisation weiterhin übernimmt.

Frau Christians Nähe zu Vereinen wurde ihr durch den Vater, Politik- und Vereinsmensch, vorgelebt. Wie ihr Vater ist auch sie Mitglied der CDU und war zudem in ihrer Jugend als Stadtjugendseelsorgerin sowie bei der Pfadfinderschaft aktiv. Daher konnte sie, insbesondere in kirchlichen Strukturen, umfassende Erfahrungen in der Leitung von Gruppen sammeln: *»Ich war, glaub ich, n sehr guter Organisator, das das liegt mir auch einfach, ne.«* (Z. 321-322)

Ebenfalls bei Frau Decker, dem dritten Fall im Engagementmuster, findet sich eine von den Eltern vorgelebte Nähe zu Vereinen. Ihre Eltern waren auch Mitglied der CDU (sie selbst ist kein Parteimitglied, bezeichnet sich selbst aber als »politisch sogar sehr interessiert«, Z. 470) und zudem im Karnevalsverein aktiv, was dazu führte, dass Frau Decker als junge Frau Tanzmariechen¹⁰ eines angesehenen Vereins war. Aktuell möchte sie aufgrund einer chronischen Rückenerkrankung keine festen Termine mehr eingehen und führt dies als Begründung dafür an, dass sie sich nicht in Vereinen oder institutionellen Strukturen einbringt.

Die Gemeinschaft (im Verein, in Gruppen oder in selbstorganisierten Zusammenschlüssen) wird von allen Interviewten als gewinnbringend gesehen, um zum einen gemeinsamen Interesse nachgehen zu können und zum anderen auch gemeinsame Anliegen im Kollektiv durchsetzen zu können, die alleine nicht zu erreichen wären.

Fürsorge und Verlässlichkeit in der Familie und im Freundeskreis

In allen drei Interviews nimmt die Darstellung des Zusammenlebens in der Familie sowie die Ausgestaltung von freundschaftlichen Beziehungen viel Raum ein, was auf die besondere Bedeutung sozialer Kontakte hinweist. Dies wird unterstrichen dadurch, dass der Interviewerin Familienfotos gezeigt werden, um ihr somit die einzelnen Familienmitglieder näher zu bringen. Es findet sich eine ausgeprägte Gastfreundschaft, die jedoch aufgrund von geringen finanziellen Mitteln teilweise nur eingeschränkt ausgeübt werden kann. Frau Christian weist darauf hin: »Sie laden Gäste ein, also machen sie was besonderes, ne« (Z. 806-807). Diese Gastfreundschaft wird dann schnell zur finanziellen Belastung. Auch Frau Decker berichtet am Beispiel des Einkaufens von Vorräten über ein geringes finanzielles Budget: »Es wird so viel schlecht und man wirft Geld weg und Geld was ich auch nich hab, ne.« (Z. 12-13) Nichtsdestotrotz wird auch hier die Interviewerin nach Hause eingeladen und ein frischgebackener Kuchen angeboten.

Das Zusammensein mit Freund*innen ist bei allen Fällen von Spontaneität gekennzeichnet, indem Freund*innen beispielsweise bei einem zufälligen Treffen im Supermarkt zu sich nach Hause eingeladen werden, was Frau Decker folgendermaßen beschreibt: »oder ganz spontan, dass man auch mal sagt, ach ja, dann kommst du eben mit aufn Kaffee hier hin« (Z. 21-22). Vergleichbar mit Herrn Laue, der ebenfalls darauf verweist, Freund*innen spontan zu einem Glas Wein zu besuchen, findet sich auch bei Frau Decker die Suche nach geselligen ungezwungenen Kontakten (in Abgrenzung zu Muster I sind hier stärker hedonistische Momente zu erkennen).¹¹

Diese Netzwerke zeichnen sich zudem durch eine gewisse Tiefe und Substanz auf, da der Aufbau eines »tragfähigen« Freundeskreises von Bedeutung ist. So reflektiert Frau

10 Tanzmariechen, auch Funkmariechen genannt, tanzen in Karnevalsvereinen, meist bekleidet in Uniformen mit Jacke, Rock und Stiefeln sowie einer Perücke mit geflochtenen Zöpfen. Die Auftritte sind durch akrobatische Elemente und Elemente aus dem Bodenturnen geprägt.

11 Bei Frau Decker finden sich auch Hinweise darauf in ihrer Jugendzeit: Das damalige Leben in einer dörflichen Struktur beschreibt sie als trist und eintönig. Insbesondere eine Diskothek zum Tanzen habe ihr gefehlt. Daher zog sie mit 18 Jahren nach Großstadt und erinnert sich noch daran, dass sie »sowas von froh war, aus diesem Kaff rauszukommen« (Z. 268). Möglicherweise vermisste sie dort nicht nur spannende Unternehmungen und Erlebnisse, sondern auch ein freieres und weniger von sozialen Zwängen geprägtes Zusammenleben.

Decker im Nachgang der Treffen die Gespräche: »*was hat der oder diejenige gefragt, wie war die Unterhaltung*« (Z. 732), was ihren Wunsch nach verlässlichen und weniger oberflächlichen Kontakten verdeutlicht. In ihrem Fall sind soziale Kontakte von besonderer Bedeutung, da sie aufgrund einer chronischen Rückenerkrankung seit zwölf Jahren in Frührente ist und somit Kontakte aus der Berufswelt schon lange wegfallen. Da sie jedoch erst seit zehn Jahren im Stadtteil lebt, hat sie es als Zugezogene als schwierig empfunden, »*tatsächlich hier n Fuß reinzukriegen*« (Z. 234) und in bestehende Freundeskreise aufgenommen zu werden. Mit Hilfe ihrer kontaktfreudigen und offenen Art, auf andere Menschen zuzugehen, ist ihr dies jedoch mittlerweile gelungen.

Aufgrund der hohen Bedeutung von Familie und Freund*innen ist eine Aufrechterhaltung von Harmonie in diesen Kreisen wichtig. Frau Christian möchte daher »*auch wirklich Frieden in diesem ganzen halten*« (Z. 756), denn Familie ist für sie ein »*großer Rückhalt*« (Z. 757). Dies hat aber nicht zur Konsequenz, die eigene Meinung zurückzuhalten oder keine inhaltlichen Kontroversen aufkommen zu lassen. Im Zusammenleben in der Familie wird daher auch auf Auseinandersetzungen verwiesen, was auch bei Herrn Laue anklingt: »*Ham wir jetz im Moment wieder Probleme, ne.*« (Z. 443) Auch Frau Decker verweist am Rande des Interviews auf Konflikte zwischen ihr und der Schwiegertochter und Frau Christian berichtet, dass sie ihre Enkelin aktiv dazu auffordere, dass diese sich in den Haushalt einbringen und ihre Eltern unterstützen solle. Die eigene Meinung wird daher in der Familie klar vertreten, muss jedoch nicht um jeden Preis durchgesetzt werden. Als Frau Christian beispielsweise Auseinandersetzungen mit ihrem Stiefsohn bezüglich der Wohnung ihres zweiten Mannes hatte und dieser einen Anspruch darauf anmeldete, ging sie nicht in einen Rechtsstreit, sondern überließ ihm trotz finanzieller Einbußen die Wohnung. An diesen Stellen zeigt sich, dass ein grundsätzliches Harmoniebedürfnis auch dazu führt, die eigene Meinung zurückstellen zu können, was sich u. a. auch in verschiedenen Engagementkontexten widerspiegelt.

Ambivalenz zwischen souveräner Interessensvertretung und Bedürfnis nach Harmonie und Entlastung

Der bereits im Fallportrait von Herrn Laue dargestellte Rückzug im Engagement in Vereinen bei Kritik und Ablehnung hinsichtlich der eingebrachten Ideen findet sich auch in Frau Christians Engagement im informellen Engagement. Die ihrer Freundin gegenüber geäußerten Tipps und Ratschläge, »*weil ich immer dränge, sie soll ins ((Altenpflegeeinrichtung im Stadtteil)) gehen und sich versorgen lassen*« (Z. 160-161), führten bei ihrer Freundin dazu, dass sie den Kontakt zu Frau Christian vor kurzem abgebrochen hat.¹² Frau Christian scheint diese Situation zu belasten, so dass sie sich weiterhin über Bekannte Informationen zum aktuellen Gesundheitszustand ihrer Freundin einholt. Sie scheint sich jedoch auch von einer gefühlten Verantwortung befreien zu müssen: »*aber jeder hat ja auch für sich selber Verantwortung ein Stück weit, das muss ich mir immer so n bisschen dann sagen*« (Z. 206-208).

Auch im Rahmen der nachbarschaftlichen Unterstützung eines älteren Ehepaars nimmt sie eine Belastung wahr, da sie auch hier eine starke Verpflichtung in ihrer Hilfe

12 Wichtig ist Frau Christian an dieser Stelle der Hinweis, dass sie über die finanzielle Situation ihrer Freundin informiert sei, »*dass sie ganz viel Geld hat, also dass sie das ohne weiteres*« (Z. 163-164) könnte.

verspürt: »Äh, die tun mir auch beide sehr sehr Leid. Auf der andern Seite darf man da nich so sehr sich reinhängen. Möcht ich auch nicht, is mir ähm (.) ich hatte eigenes Leid eigentlich reichlich. Ich hab ja zwei Männer verloren schon, ne.« (Z. 51-53) Die zur Entlastung des Mannes von ihr übernommene Betreuung der Frau belastet sie insbesondere aufgrund der Depression der älteren Dame. Von ihrer Tochter wird sie jedoch darin bestärkt, diese Hilfe weiter anzubieten: »Es stimmt natürlich. Ich hab ganz viel Abwechslung in meinem Sein.« (Z. 121-122) Die eigene privilegierte Situation wird zur Begründung für die Unterstützung von Personen herangezogen, die in diesem Fall aufgrund von gesundheitlichen Beeinträchtigungen nicht mehr eine solche Lebensqualität aufweisen.

Autonomie im Engagement und der Planung der eigenen Zukunft

Das aktive und selbstbestimmte Einbringen von Ideen und Vorschlägen im Engagement wird zudem begleitet durch den Wunsch nach Autonomie und Freiheit in der Terminplanung des Engagements: nicht nur Frau Decker verweist darauf, dass sie keine festen Termine eingehen möchte, sondern auch Frau Christian möchte sich nicht wieder wie früher mit vielen Terminen langfristig einplanen lassen. Aus diesem Grund hat sie die Anfrage einer Nachbarin, ob sie Interesse hat, Vorlesepatin in der Schule im Stadtteil zu werden, abgelehnt: »Und das is auch wieder so was, wo ich mich nicht gerne festlege, also (.) ich bin gerne jetzt frei.« (Z. 289-290)

Um diesen Wunsch nach Autonomie auch in Zukunft fortsetzen zu können nimmt Frau Christian ihre eigene Lebensplanung selbst in die Hand. So hat sie beispielsweise konkrete Pläne für das Älterwerden im Stadtteil, sollte sie gesundheitlich nicht mehr so fit sein. Sie hat sich bereits in der im Stadtteil ansässigen Pflegeeinrichtung angemeldet und Pläne für einen Umbau ihrer Wohnung gemacht, so dass sie sich auch vorstellen könnte, eine Studentin in ihre Wohnung aufzunehmen.¹³

Frau Decker leidet seit zwölf Jahren an einer chronischen Rückenerkrankung. Ihr Umgang mit der Erkrankung ist durch Selbstdisziplin und Bescheidenheit gekennzeichnet und sie hat den Anspruch, selbst mit dieser schwierigen Situation zurecht zu kommen. Diesen Anspruch der Eigenverantwortung stellt sie damit auch an ihre Mitmenschen:

»Dass man da aber letztendlich selbst das in die Hand nehmen muss um zu sagen, so äh im Rahmen dessen was ich kann oder oder oder was ich nich möchte äh und so, da muss ich selbst aktiv werden ((klatscht die Hände zusammen)), da kann ich nicht warten dass einer zu mir kommt und sagt komm ich helf dir mal, dass du zufrieden wirst.« (Z. 590-594)

Ihre eigene positive Sicht auf die Welt und die Zufriedenheit erarbeitet sie sich jeden Tag aufs Neue, so dass sie daraus auch eine gewisse Anspruchshaltung an ihre Mitmenschen entwickelt hat.

13 Die Aufrechterhaltung von Autonomie scheint Frau Christian auch in ihrer zweiten Ehe wichtig gewesen zu sein. Obwohl sie in die Wohnung ihres zweiten Ehemannes zog, war es ihr wichtig, die eigene Wohnung zu behalten, um somit einen Rückzugsort beizubehalten.

Gemeinschaft im Stadtteil als »gerechtes« Zusammenleben

Der Blick auf den Stadtteil fokussiert sich insbesondere auf die dort lebenden Menschen und das Miteinander im Stadtteil, was dazu führt, dass eine fehlende Sauberkeit, wie in Engagementmuster I beschrieben, keine Rolle spielt. Frau Decker erwähnt den Müll im Stadtteil, räumt diesem aber nicht viel Raum im Interview ein. Sie verweist eher auf eine soziale Dimension, die für sie wichtiger zu sein scheint: »es ist schwierig (.) wenn man nicht alteingesessener ((Bürger aus dem Stadtteil)) ist (.) tatsächlich hier n Fuß reinzukriegen« (Z. 233-234).

Einen Wandel im Stadtteil beschreibt wie in Engagementmuster I auch Frau Christian, da sie über 40 Jahre im Stadtteil lebt. Die zunehmende Zahl von Menschen mit Migrationshintergrund ist aus ihrer Sicht jedoch nicht problematisch, sondern wird als Gewinn für den Stadtteil gesehen: »die Vielseitigkeit könnte ne ganz große Bereicherung für uns werden« (Z. 1016-1017). Dafür brauche es jedoch eine noch bessere Verständigung zwischen den verschiedenen Nationalitäten. An dieser Stelle sieht sie sich persönlich als Mittlerin, da sie »sehr gut aus[komme], egal mit welchen Men-, im Gegenteil, ich hör sie auch mir gerne an« (Z. 971-972). Sie zeigt sich offen und interessiert an anderen Sprachen und bedauert es, keine Fremdsprache sprechen zu können.

Bemängelt werden eher, mit Blick auf vermeintlich schwächere Gruppen, fehlende Angebote im Stadtteil. Aufgrund der geringen Anzahl von Kindern im Stadtteil seien beispielsweise zu wenige Spielplätze vorhanden oder diese teilweise geschlossen, wie der an Frau Christians Wohnhaus angrenzende Spielplatz: »is abgesperrt über Jahre jetz schon. [...] also is für mich so n Ding der Unmöglichkeit.« (Z. 949-950) Auch Frau Decker übt Kritik an fehlenden Spielplätzen im Stadtteil, da ihr insbesondere Kinder und ältere Menschen am Herzen liegen: »also das, was sich da in Anführungsstrichen Spielplatz nennt (.) ja, das is ne Farce. [...] Das find ich traurig.« (Z. 559-562) Für diese schwächeren Gruppen hat sie ein Gerechtigkeitsempfinden und ergreift Partei für sie (»es war nie mein Ding wegzugucken«, Z. 145). Frau Deckers Blick richtet sich damit auf soziale Ungleichheiten im Stadtteil und sie bezieht Position für benachteiligte Personengruppen. So hilft sie beispielsweise im Supermarkt an der Kasse einer älteren Person, als diese vom Personal unfreundlich angegangen wird:

»da is die Person, also verbal halt, (.) richtig fies geworden. Ob das dann jetz so, äh so sinn-gemäß, nötig wäre ähm äh mit dem ganzen Kleingeld zu bezahlen. [...] Und da hab ich sofort gesagt, dass ich das unverschämt fände, dieses Auftreten und es könnte ja durchaus sein, dass außer dem Kleingeld nichts vorhanden ist und dass man das dann zählen müsste. Oh da bin ich so sauer geworden.« (Z. 649-657)

Zudem hat Frau Decker durch ihren Beruf selbst erlebt, »wie schnell alte Menschen, kranke Menschen ins Abseits und in die Einsamkeitsfalle geraten« (Z. 223-225), so dass sie selber im Alltag etwas dagegen unternehmen möchte und gerne ihre Hilfe und Unterstützung anbietet.

Der auf die Mitmenschen gerichtete Blick und die damit verbundene Fürsorge für andere wird auch im Zusammenleben in der Nachbarschaft deutlich. Sieht Frau Decker eine*n Nachbar*in länger nicht, klingelt sie und erkundigt sich, ob alles in Ordnung sei. Ein Austausch von Schlüsseln für Notfälle scheint es hier weniger zu geben, sondern eher eine nicht geregelte Form des gegenseitigen Kümmerns. Voraussetzung dafür ist

eine positive Wahrnehmung des Zusammenlebens in der Nachbarschaft, die Frau Decker als »(...) *freundlich, freundschaftlich, zugewandt, auch interessiert*« (Z. 96) beschreibt.

Dieses Kümmern basiert bei Frau Christian auf einem christlichen Pflichtgefühl: »*Ja, als Christin habe ich also da auf den Nächsten zu achten.*« (Z. 251-252) Dabei macht sie keine Unterschiede zwischen den Menschen: »*Die Menschen hier in der Siedlung sind mir wichtig.*« (Z. 1011-1012) Es findet sich ein vorurteilsfreier Blick auf die Menschen, der von einer grundsätzlich positiven Sicht auf den Stadtteil getragen wird. Es gibt keine konventionellen Maßstäbe, an denen die Mitmenschen gemessen werden, so dass zum einen keine Frustration auftreten kann und zum anderen den Mitmenschen auch Lern- und Entwicklungsprozesse zugestanden werden. Frau Christian weist explizit auf solche Lernprozesse bei den Kindern hin (»*Muss man lernen, muss man lernen*«, S. 1508-1509). So sehe sie bei ihren eigenen Enkelkindern, dass heutzutage alles »*so bequem geworden*« (Z. 1506) sei. Aus diesem Grund befürwortet sie auch die verschiedenen sozialen Projekte der im Stadtteil ansässigen Hauptschule, wie das gemeinsame Reinigen der Stromkästen oder Vorleseprojekte in Pflegeeinrichtungen: »*Das sind doch gute Ansätze.*« (Z. 1512)

Nicht nur Kindern wird Verständnis entgegengebracht, sondern auch Erwachsenen, was an folgendem Beispiel deutlich wird: so beobachtete Frau Christian, dass Nachbar*innen Sperrmüll mitten auf den Fußgängerweg gelegt haben und damit den Bürgersteig blockierten: »*erst wollte ich was sagen, [...]. Da denk ich, nee, lässt de, also das is, da hab ich auch keine Traute, ne.*« (Z. 1080-1083) Sie selber verweist an dieser Stelle auf ihre Ängstlichkeit, die dazu führe, in solchen Situationen keine Kritik zu üben. Zusätzlich findet sich bei ihr aber auch ein Verständnis für das Handeln der Menschen, denn sie frage sich immer »*is das so schwierig für so Menschen?*« (Z. 1084-1085) und gibt sich selbst direkt darauf die Antwort auf ihre Frage: »*Is vielleicht schwierig, is vielleicht schwierig.*« (Z. 1085) Insbesondere in sozial schwachen Familien sei es oft nicht leicht, Ordnung zu lernen: »*auch für so junge Menschen, bis die mal begriffen haben, was bei uns (.) Pflicht is, was bei uns Ordnung heißt*« (Z. 1086-1087). Eine grundsätzliche Orientierung an den Lebensprinzipien Pflicht und Ordnung lässt sich damit auch bei ihr erkennen (vergleichbar mit Engagementmuster I), jedoch setzt sie diese Prinzipien nicht disziplinierend gegenüber den Mitmenschen durch. Sie steht diesen eher verstehend gegenüber.

Frau Christian sieht sich als Teil der Gemeinschaft in der Verantwortung, die Menschen anzusprechen und zu motivieren. Es findet sich weniger eine Kritik an der zu geringen Beteiligung der Bürger*innen, sondern eher eine fragende Haltung, wie dies künftig gelingen kann: »*Können sie die Leute ansprechen noch hundertmal, es kommt keiner. (.) Und da weiß ich nicht, wie wir das hinkriegen.*« (Z. 1297-1298) Diesen Fragen müsse sich aus ihrer Sicht auch der Bürgerverein verstärkt stellen. Die lange Wohndauer mit den vielen aufgebauten Kontakten führen auch bei Frau Christian dazu, im Stadtteil alt werden zu wollen: »*Ja weil man's vielleicht so n bisschen mit aufgebaut hat, ne und diese Kontakte ja gepflegt hat.*« (Z. 1010-1011)

Gemeinschaft stiften durch fürsorgliche Zuwendung

Im Reden über den Stadtteil, aber auch in der Darstellung der Wünsche für ein Zusammenleben wird der Blick immer wieder auf Gruppen gerichtet, die als schwächer

oder zu wenig berücksichtigt wahrgenommen werden. Hilfe wird daher nicht als etwas verstanden, was auf Familie und Freund*innen beschränkt ist. Diese zugewandte Haltung den Menschen im Stadtteil gegenüber wird auch deutlich in Frau Christians Erläuterungen zu ihrer Motivation zu helfen:

»Weil der Mensch mir wichtig is. Der Mensch is für mich also (.) was ganz ganz wichtiges und ich möchte gerne, dass es dem Menschen gut geht (.) und dass er auch glücklich is und dass er hier zufrieden is auf dieser Erde, die von außen so viel Unruhe bringt, ne.« (Z. 1180-1183)

Diese mitmenschliche Perspektive wird unter anderem am Beispiel der Integration von Menschen mit Migrationshintergrund deutlich. Der bei Herrn Laue teilweise erkennbare Versuch, mit Menschen mit Migrationshintergrund ins Gespräch zu kommen, findet sich im Rahmen von Frau Christians Engagement sehr deutlich. Seit vielen Jahren widmet sie sich in ihrem Engagement in der Kirchengemeinde der gezielten Ansprache von Menschen mit Migrationshintergrund, teilweise mit nur geringem Erfolg. Gemeinsam mit ihrem Mann hat sie damals Ferienfreizeiten für sozial schwache Familien angeboten und das Ziel verfolgt, auch Kinder aus türkischen Familien zu erreichen. Auch der Versuch, Senior*innen unterschiedlicher Kulturen zusammenzubringen, sei aus ihrer Sicht nicht einfach, was sie an einem konkreten Beispiel erläutert: so hätten im Rahmen der jährlich stattfindenden Seniorenwoche türkische Frauen Kleinigkeiten zum Essen vorbereitet, die nicht bezahlt werden sollten, was jedoch zu Schwierigkeiten führte: *»Die deutschen Frauen nahmen schon nichts an ohne Geld so ungefähr.« (Z. 1038-1039)* So habe eine Frau direkt gefragt: *»wo können wir denn hier was spenden« (Z. 1040)*, worauf die türkischen Frauen *»schon fast beleidigt« (Z. 1041)* waren. Frau Christian äußerte sich nur mit dem Hinweis: *»mein Gott, lasst euch doch mal beschenken hier« (Z. 1039)*, jedoch konnte sie nicht dazu beitragen, dass die Gruppen sich annäherten.

Der Hinweis auf sprachliche Barrieren findet sich wie bei Herrn Laue auch bei Frau Christian, indem sie insbesondere auf ihre eigenen Fremdsprachendefizite verweist: *»Und äh, das fand ich jetz schon [...] schön, wenn sich so n Enkelkind mit jemand unterhält, der englisch spricht, ne. Das tut mir so weh manchmal.« (Z. 1269-1271)* Die Formulierung verdeutlicht ihren empfundenen Schmerz darüber, selbst kein Englisch zu sprechen. Auch wenn ihre Enkel sie immer wieder ermutigen: *»Oma, kannst du doch noch lernen ((lacht))« (Z. 1272)*, merke sie selber, dass sie nicht mehr in der Lage sei, eine neue Sprache zu erlernen.

Der zugewandte Blick richtet sich auf Familienmitglieder, den Freundeskreis und die Nachbarschaft. Es wird geholfen, wo Hilfe gebraucht wird: bei Herrn Laue bezieht sich diese Unterstützung insbesondere auf handwerkliche Tätigkeiten, die er in der Familie schon früh erlernt hat. Frau Christian unterstützt Freundinnen durch Einkäufe oder auch bei der Organisation von Hilfe, z. B. durch den Kontaktaufbau zu einer Haushaltshilfe oder das Mitbringen von Formularen für eine Patientenverfügung. Auch Frau Decker engagiert sich in der Nachbarschaft und hilft regelmäßig einer älteren Freundin, die mit ihr in einem Haus wohnt: *»is ja eher irgendwie emotional mehr wie mein Mütterchen, ne. Die is ja 77.« (Z. 100-101)* So scheint es für Frau Decker ein Automatismus geworden zu sein, vor ihrem morgendlichen Einkauf bei ihrer Freundin nachzuhören, wie es ihr geht. Sollte es ihr nicht gut gehen, *»dann geh ich nämlich noch ne Einkaufsliste von ihr abholen« (Z. 16-17)*. Ebenso kümmert sich Frau Decker nachmittags um ihre Freundin, was

sie in folgender Passage beschreibt: »Es könnte also durchaus beinhalten, dass ich dann äh zur ((Vorname der Nachbarin)) hochgehe und ihr zum Beispiel beim Haare waschen helfe oder überhaupt bei Verrichtungen, wo sie sich schwer mit tut.« (Z. 48-50)

Sie knüpft damit an den als Krankenschwester erlernten Tätigkeiten in ihrem Engagement an (»Bin ja nicht umsonst in dem Beruf gelandet«, Z. 147-148) und verdeutlicht, dass dies für sie kein großer Aufwand sei: »und ich mein wie der Kontakt sich dann gerade gestaltet, sei es durch Hilfestellung oder sei es, dass man mal nett zusammen Kaffee trinkt, pffhh ((atmet laut aus)), da guck ich dann auch nich so drauf, ne.« (Z. 215-219)

Sie stellt in dieser Aussage die gemeinsam verbrachte Zeit in den Fokus und weniger die übernommene Tätigkeit. Mit diesem Hinweis macht sie ihre eigene Hilfeleistung klein, weil diese für sie als gelernte Krankenschwester keinen großen Aufwand bedeutet. Zusätzlich scheint auch eine gewisse Bescheidenheit damit verbunden zu sein. Aufgrund ihrer Erkrankung sei es für sie nicht möglich, feste Termine einzugehen, womit sie ihr Fernbleiben aus Strukturen des formellen Engagements begründet. Die von ihr geleistete Hilfe im Privaten scheint ihr im öffentlichen Diskurs jedoch zu wenig wahrgenommen zu werden. Das Interview nutzt sie dafür, diese Hilfe sichtbar zu machen (vergleichbar mit Herrn Nelles):

»Sehen Sie mal, was ich hier im Hause mache, jetzt mit ((Vorname der Nachbarin)), is ja letztendlich auch ne Form des ehrenamtlichen, nur dass ich dafür eben eben nich nach äh ((stationäre Pflegeeinrichtung im Stadtteil)) gehe, sondern ich fall die Treppe hoch und bin dann da.« (Z. 518-521)

Losgelöst von den Einzelfällen erfolgt im Weiteren eine Zusammenfassung der zentralen Charakteristika des Engagementmusters.

5.3.3 Muster III: Engagement nach dem Prinzip »Egalität und Autonomie«

Die Fälle, auf die sich das herausgearbeitete Engagementmuster III stützt, sind im Alter zwischen 62 und 75 Jahre. In diesem Muster findet sich (in Abgrenzung zum *prärentiös-statusorientierten Engagement*, Muster I) nicht durchgehend eine lange Wohndauer im Stadtteil. Herr Laue zog gemeinsam mit seiner Frau in das Wohnhaus seiner Schwiegereltern und Frau Decker erst vor zehn Jahren in eine Mietwohnung in den Stadtteil.

In diesem Engagementmuster zeigt sich, durchgehend durch den gesamten Lebenslauf, eine Nähe zu Vereinen, die auch von den Eltern vorgelebt wurde. Dazu gehören beispielsweise Parteimitgliedschaften der Eltern und auch eigene Parteimitgliedschaften. Zudem findet sich ein Engagement in Karnevals- und Sportvereinen, Kirchengemeinden sowie Initiativen im Stadtteil. Hinzu kommt eine hohe Bedeutung von familialen Strukturen, so dass auch in der Familie der Blick auf die Gemeinschaft gerichtet wird.

Dieses Verständnis einer Gemeinschaft wird getragen von der Idee einer offenen und zugewandten Haltung, ohne Ressentiments oder Vorbehalte sowie ohne gesetzte Regeln, nach denen das Miteinander zu funktionieren hat. Insbesondere *schwächere* Personengruppen, wie ältere Menschen, Kinder, Menschen mit Migrationshintergrund, werden als unterstützungsbedürftig wahrgenommen und für diese dann auch eine entsprechende Unterstützung im Alltag angeboten.

5.3.3.1 Milieuspezifische Engagementpraktiken

In Engagementmuster III findet sich neben diversen Vereinstätigkeiten auch die aktive Mitarbeit in selbstorganisierten Gruppen (teilweise in kirchlichen Strukturen) sowie Engagement im Bereich der informellen Hilfeleistungen.

Das Engagement in Vereinen ist gekennzeichnet durch eine aktive Mitgestaltung des Vereinslebens. Es wird sich mit eigenen Ideen eingebracht und dabei der eigene Gestaltungsspielraum genutzt. Bei diesem Engagement wird immer der Nutzen für die Gemeinschaft fokussiert, indem die eingebrachten Ideen mit den Wünschen der anderen abgeglichen werden. Neben dem Engagement in Vereinen werden ebenso Gruppen im Stadtteil geleitet und auch dort eigene Ideen eingebracht. Dieses Engagement wird als Selbstverständlichkeit betrieben, da es notwendig erscheint, um das Vereinsleben aktiv aufrechterhalten zu können. Gemeinschaft funktioniert in diesem Muster nur, wenn sich alle Mitglieder der Gemeinschaft auch aktiv einbringen. Erst dann können auch gute Ergebnisse erzielt werden, da die vielen verschiedenen Perspektiven und Erfahrungen eine Bereicherung für die Gemeinschaft darstellen. Dies hat jedoch auch zur Konsequenz, dass es zu unterschiedlichen Positionen und Konflikten kommen kann. Das Miteinander in der Gemeinschaft ist nicht nur von Harmonie gekennzeichnet, sondern ebenso von Auseinandersetzungen. Gibt es jedoch eine mehrheitliche Ablehnung der eigens eingebrachten Ideen, wird von diesen abgesehen. Das Bedürfnis nach Harmonie, vereint mit der Überzeugung, dass die Ideen von allen in der Gemeinschaft getragen werden müssen, führt dazu, dass an diesen Ideen nicht festgehalten, sondern in solchen Situationen eher ein eine defensive Haltung eingenommen wird.

Diese Reaktion zeigt sich nicht nur in Vereinstätigkeiten, sondern ebenso im privaten Bereich. Das Zusammensein in Familie und Freundschaften wird ebenfalls verstanden als gemeinsames Miteinander, in dem die eigene Meinung eingebracht werden kann und damit auch unterschiedliche Positionen aufeinandertreffen. Dies wird jedoch auch als herausfordernd wahrgenommen, so dass bei Auseinandersetzungen die Meinung der anderen Familienmitglieder oder Freund*innen akzeptiert und die eigene Meinung zurückgestellt wird.

Hilfe innerhalb der Familie und dem Freundeskreis zeichnet sich dadurch aus, dass nicht nur an Tätigkeiten des damaligen Berufslebens angeknüpft wird (durch beispielsweise pflegerische Tätigkeiten), sondern das Kümmeren und Sorgen um andere auch durch eine Nähe und Intimität geprägt ist, die teilweise auch Altenpflegerische Dimensionen beinhalten. Es werden nicht nur Einkäufe für Freund*innen erledigt, was auch *fremde dritte* übernehmen könnten, sondern Tätigkeiten, die von einer gewissen Nähe geprägt sind und daher vereinzelt auch zu dem Gefühl einer Belastung führen. Der Anspruch, dass es allen Menschen gut gehe, wird damit als persönliche Verantwortung verstanden.

Der Blick wird in diesem Muster aber nicht nur auf einen eingeschränkten Personenkreis gerichtet, sondern auf alle Menschen und hier insbesondere auf Menschen, die eine wahrgenommene Unterstützung benötigen. Daher wird auch nicht *über* Menschen mit Migrationshintergrund, sondern *mit* ihnen gesprochen und der Kontakt zu ihnen gesucht (teilweise zurückhaltender, vereinzelt aber auch im Rahmen des Engagements sehr ausgeprägt). Dieser solidarische und helfende Blick wird als selbstverständ-

lich und naturgegeben begründet; aus einem christlichen Verständnis der Nächstenliebe oder aber anknüpfend an die beruflichen Tätigkeiten aus einem Selbstverständnis als helfende Person.

Auch für die jüngere Generation und das teilweise nachlassende Engagement wird Verständnis entgegen gebracht. Hier sei nicht ein grundlegendes Desinteresse oder eine fehlende Motivation erkennbar, sondern eine zunehmende Belastung der Familien (u. a. durch die Arbeitswelt). Schwierig sei es nur, Menschen auf Dauer für ein Engagement zu gewinnen, nicht aber für konkrete einmalige Aktionen. Daher wird auch von einer bewussten »Übergabe« von ehrenamtlichen Tätigkeiten an die jüngeren Familien berichtet. In Abgrenzung zu Engagementmuster I findet sich hier nicht nur eine aktive Mitgestaltung des Vereinslebens, sondern auch das aktive Einbringen in den Stadtteil als Impulsgeber. Vorstellungen eines gemeinsamen Miteinanders werden im Stadtteil gelebt und aktiv mitgestaltet.

Bedeutung des Strukturwandels im Stadtteil für Engagement

Der Strukturwandel im Stadtteil gerät in diesem Engagementmuster nur vereinzelt gezielt in den Blick. Es wird zwar ein Wandel des Stadtteils hinsichtlich der Bewohner*innenstruktur wahrgenommen, dabei aber insbesondere auf den Aspekt der geringeren Anzahl von Kindern abgehoben. Der zunehmenden Anzahl von Menschen mit Migrationshintergrund wird hingegen nicht skeptisch oder ablehnend begegnet, da nicht das Ziel der Wiederherstellung des früheren Zustands fokussiert wird. Mit einer Offenheit wird eher das Ziel verfolgt, diese Menschen in die bestehenden Strukturen einzubinden. Im Engagement steht dabei weniger Zurechtweisung und Disziplinierung der Mitmenschen im Vordergrund, sondern vielmehr eine Ansprache der hinzugezogenen Personengruppen. Diese Aufgabe scheint als große Herausforderungen wahrgenommen zu werden, da bisher nur wenige Zugänge funktioniert haben, wodurch aber keine Entmutigung stattfindet. Eine Frustration oder Resignation ist daher nicht erkennbar.

Den Bewohner*innen wird in diesem Muster mit einer grundsätzlichen Offenheit begegnet und damit nicht ein an Konventionen orientiertes Handeln fokussiert wie in Muster I. Dies äußert sich dementsprechend auch in einem Kontakt zu Menschen mit Migrationshintergrund, trotz vorhandener Kommunikationsbarrieren aufgrund fehlender Sprachkenntnisse. So zeigt sich Kritik weniger an kulturellen Differenzen, sondern eher an lebensweltlichen Unterschieden (wie die Kritik an einem Nachbarn, der nicht in der Lage sei, richtig anzupacken und einen Rasenmäher zu bedienen).

Die Heterogenität der Bewohner*innenstruktur führt in diesem Engagementmuster zu einem Engagement für verschiedene Gruppen. Dieses Engagement bezieht sich auf eine solidarische Form der Unterstützung im alltäglichen Miteinander oder aber auch auf eine Vertretung von Interessen für Menschen, für die man sich verantwortlich fühlt (wie beispielsweise das Einbringen des Anliegens in der Wohnungseigentümergeinschaft, den zum Wohnhaus gehörenden Spielplatz wieder zu öffnen, damit die Kinder diesen wieder nutzen können).

Sicht auf anerkanntes Engagement

Das Engagementmuster ist geprägt von einer aktiven Mitgestaltung des Vereinslebens. Die Nähe zu diesen anerkannten Formen des bürgerschaftlichen Engagements wurde bereits in der Familie vorgelebt, so dass ein selbstsicheres Auftreten in institutionellen Strukturen erkennbar ist (durch beispielsweise die Übernahme von Funktionen oder das eigene Bewusstsein darüber, gut organisieren und leiten zu können).

Aufgaben werden zum einen in Vereinen übernommen, die einen gewissen Geselligkeits- und Spaßfaktor haben (wie beispielsweise Sportvereine) oder aber Kreise und Initiativen, die zu einer Gestaltung des direkten Lebensumfeldes beitragen (wie die Kirchengemeinde oder der Arbeitskreis, der für ein gutes Älterwerden im Stadtteil eintritt). Anliegen ist hier insbesondere die Schaffung von Geselligkeitsorten, um miteinander ins Gespräch zu kommen und das Wohnumfeld für alle Bürger*innen im Stadtteil positiv verändern zu können.

Durch den Fall Frau Decker wird in diesem Engagementmuster ebenfalls deutlich, wie eine chronische Erkrankung zu einem Fernbleiben aus Strukturen des bürgerschaftlichen Engagements führen kann. Aufgrund der je nach Tagesform unterschiedlichen Schmerzen (*»Ja so richtig typisch würd ich sagen hab ich gar keinen Tag, weil das [...] krankheitsbedingt sehr variabel ist«, Z. 7-8*), können keine festen Termine eingegangen werden, da bereits die Erfahrung gemacht wurde, diese dann immer wieder kurzfristig absagen zu müssen.

5.3.3.2 Verortung im sozialen Raum

Das Engagementmuster III ist verortet im leistungsorientierten Arbeitnehmersmilieu, in der Traditionslinie der Facharbeit und der praktischen Intelligenz. Die dort anteilmäßig am stärksten vertretenen Berufe der gut ausgebildeten Facharbeiter*innen sowie der Angestellten finden sich auch im Sample wieder.

Das für das leistungsorientierte Arbeitnehmersmilieu charakteristische eigenverantwortliche und gleichberechtigte Handeln, ohne sich an Autoritäten zu richten, findet sich auch in den Engagementpraktiken des Musters. Die höhergestellten Personen in Vereinen, wie beispielsweise der Vorstand, werden in ihrer Funktion und ihrem Handeln nicht als unantastbar wahrgenommen und zu ihnen aufgeschaut, sondern eher kritisch hinterfragt (so beispielsweise bei der Arbeit der Vorsitzenden des Bürgervereins). Fehlverhalten wird daher auch diesen Personen gegenüber geahndet.

Es zeigt sich zudem ein solidarisches Handeln im Engagement, was (in Abgrenzung zum Kleinbürgerlichen Milieu) die Chancengleichheit aller, unabhängig von der Herkunft, hervorhebt. Daher sieht auch die Ausgestaltung der Gemeinschaft anders aus: hier findet sich eine offene Haltung gegenüber den Menschen und der Wunsch nach Gleichberechtigung aller Mitglieder der Gemeinschaft. Dafür wird im Engagement dann auch eine gewisse Fürsorge übernommen, um zu einer Gerechtigkeit im Stadtteil beizutragen. So wie im von Vester et al. beschriebenen Geselligkeitsstil der Zurückhaltenden sind hier »Einstellungen zur sozialen Ungleichheit [...] gemischt, aber weniger ausgrenzend und ressentimentgeladen als im Durchschnitt« (Vester et al. 2001: 483).

Das Engagement ist zudem geprägt durch den Wunsch nach einer egalitären Mitbestimmung – es wird davon ausgegangen, dass die Ideen und Beiträge aller zu einem besseren Ergebnis beitragen als das alleinige Handeln. Dafür ist eine Offenheit für andere Gedanken und Ideen notwendig.

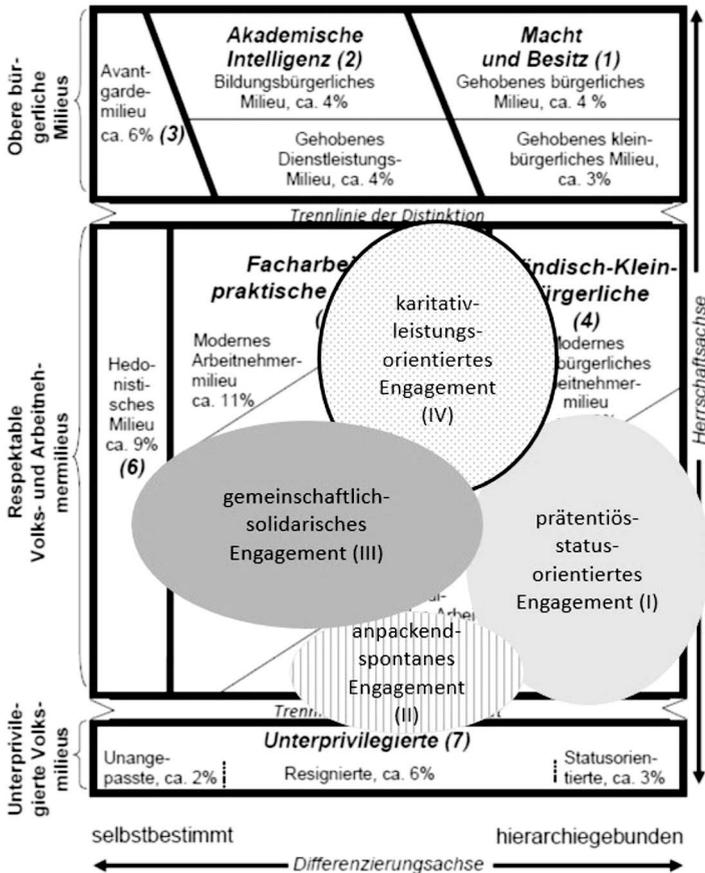
In Anlehnung an Vesters Typen der sozialen Kohäsion zeigen sich weitere, nicht ganz eindeutige, Parallelen zu den »Zurückhaltenden«, bei denen das Gesellungsverhalten gekennzeichnet ist durch »Zurückhaltung, Konventionalität und eine dosierte Gemeinschaftspraxis« (Vester et al. 2001: 483). Soziale Kontakte werden bewusst ausgewählt: »Im Vordergrund steht die Konzentration auf die Familie.« (Ebd.: 483) In den empirischen Ergebnissen der vorliegenden Studie zeigt sich, dass diese bewusste Auswahl von Kontakten auch verbunden ist mit einem Anspruch an tiefergehende Gespräche (in Abgrenzung zu stärker hedonistischen Momenten in Muster II »*anpackend-spontanes Engagement*«). Zudem haben bei diesem Typ Freundschaften einen hohen Wert, was sich ebenfalls im Material zeigt: »Entsprechend pflegsam wird mit den eigenen Freunden umgegangen – eine Sorgsamkeit, die nur noch im Umgang mit der eigenen Familie übertroffen wird.« (Ebd.: 483) Auch hinsichtlich des dort beschriebenen Engagements finden sich teilweise Parallelen zum empirischen Material: »Das soziale Engagement der Zurückhaltenden ist eher mäßig und konventionell gestaltet, wird gegebenenfalls aber regelmäßig praktiziert. Leicht überdurchschnittlich ist ihr Zeitaufwand für Aktivitäten in Politik, Kirche, Gemeinde und Nachbarschaft.« (Ebd.: 483) Diese Form der Regelmäßigkeit und damit verbunden auch Zuverlässigkeit findet sich auch im vorliegenden Sample. Der Wunsch nach der Übernahme konkreter Aufgaben zeigt ein Verantwortungsgefühl gegenüber den Engagementtätigkeiten und den damit verbundenen Anliegen.

Als abschließendes Kapitel folgt die Darstellung des am höchsten im sozialen Raum verorteten karitativ-leistungsorientierten Engagements.

5.4 Engagementmuster IV: Karitativ-leistungsorientiertes Engagement

Das karitativ-leistungsorientierte Engagement, ebenfalls im leistungsorientierten Arbeitnehmermilieu, jedoch weiter oben an der Trennlinie der Distinktion verortet, weist in Abgrenzung zu den anderen Mustern spezifische distinktive Züge im Engagement auf. Von den insgesamt zwei Fällen in diesem Engagementmuster wird Frau Jakob als Fallportrait vorgestellt, welches an der Trennlinie der Distinktion verortet wurde.

Abbildung 17: Karitativ-leistungsorientiertes Engagement (Muster IV) verortet in der Milieutypologie nach Vester et al. (2001)



5.4.1 Fallportrait Frau Jakob: »ich hab der dann einen Kilo Zucker [gegeben] und ich sag, das nächste Mal bringen sie ihn mir dann wieder, ne.«

5.4.1.1 Einführung in den Fall

Frau Jakob ist zum Zeitpunkt des Interviews 78 Jahre alt (Jg. 1938). Sie lebt in einem freistehenden Flachdachhaus im Stadtteil, welches sie zur Neugründung des Stadtteils gemeinsam mit ihrem Mann kaufte. Mittlerweile bewohnt sie das Haus alleine, da ihr Mann verstorben ist. Zu ihren beiden Kindern hat sie bis heute einen guten Kontakt.

Geboren in Schlesien, flüchtete Frau Jakob 1945 mit ihrer Mutter und zwei Geschwistern nach Ostdeutschland.¹⁴ Ihre zehn Jahre ältere Schwester erlebte die Flucht im Gegensatz zu Frau Jakob als extrem belastend, was bis heute zu einem schwierigen Verhältnis der Schwestern führt und sich zusätzlich verschärfte, als Frau Jakob gemeinsam mit ihrem Bruder und ihren Eltern Mitte der 1950er Jahre Ostdeutschland von heute auf morgen verließ. Da der Mann ihrer Schwester bei der Stasi war, beschreibt sie die Situation für ihre Schwester als schwierig: »Und als wir dann nicht mehr erschienen wurde das gemeldet [...]. Was die denen alles vorgelogen hat weiß ich nicht.« (Z. 238-241)

Mit 14 Jahren begann Frau Jakob eine Lehre als Schneiderin, da sie Spaß an der Arbeit mit Stoffen hatte. Ein Biologiestudium, was sie gerne angestrebt hätte, lehnte ihr Vater ab: »Ich dürfte nicht auf die Oberschule, weil mein Vater ein Kapitalist war.« (Z. 126-127) Ihr Vater war Inhaber eines Baugeschäfts, so dass es ihm vermutlich ein Anliegen war, dass seine Tochter früh Geld verdient und sie nicht lange in einem unbezahlten Studium verbleibt.

Die Ehe mit ihrem Mann beschreibt Frau Jakob als sehr glücklich, was sie auch darauf zurückführt, dass sie sich so früh kennengelernt haben: »man wächst ja so in in einander rein, ne« (Z. 1075). In den Erzählungen Frau Jakobs wird deutlich, dass sie mit ihrem Mann eine Einheit darstellte und sie insbesondere auf seine berufliche Position stolz ist: »der war Direktor beim ((großes Versicherungsunternehmen in der Großstadt)), der hatte die Ausfuhrkreditabteilung unter sich« (Z. 503-506).¹⁵ Umso schwerer war für sie die vor seinem Tod eintretende Demenzerkrankung, die zu einer starken Persönlichkeitsveränderung führte: »Mein Mann, der konnte englisch sowieso französisch, spanisch, ne. Der konnte sich unterhalten. Dann ham die den beschrieben, wie er da saß (.) bei so ner Kommission, die ihn beurteilen sollte (.) wie der letzte Dreck ((Frau Jakob fängt an zu weinen)).« (Z. 744-747) Sie scheint die Diskrepanz zwischen seinem Intellekt während seiner beruflichen Zeit in einer Führungsposition und dem zunehmenden körperlichen und geistigen Abbau nur schwer verarbeiten zu können.

Frau Jakob hat einen sehr strukturierten und organisierten Tagesablauf, wobei ihr die Aufrechterhaltung ihrer Gesundheit sehr wichtig ist: nach einigen Gymnastikübungen im Bett geht sie anschließend im Keller auf das Fahrrad und das Laufband. Sie erläutert, dass sie die Fitnessgeräte damals angeschafft habe, damit ihr Mann »nicht so nen Schmierbauch kriegt, solche Männer lieb ich nicht ((lacht))« (Z. 508-509).

5.4.1.2 Engagementpraktiken

Außer einer langjährigen Mitgliedschaft im Wassersportverein, in dem Frau Jakob aber nicht aktiv mitarbeitet, weist sie keine enge Bindung zu Vereinen auf. Als Mitglied in der katholischen Kirche hat sie sich jedoch als Jugendliche im kirchlichen Kontext engagiert

14 Frau Jakobs Schwester verschriftlichte vor acht Jahren die Fluchtgeschichte der Familie. Zu Beginn des Interviews überreicht Frau Jakob der Interviewerin dieses Dokument, so dass diese einen umfassenden Einblick in die Familiengeschichte erhält.

15 Sie gibt im Sozialdatenbogen an, aktuell über mehr als 3.000 € monatlich zu verfügen. Da sie selber für die Kindererziehung zuständig war und nicht ihrem Beruf nachging, erklärt sich die Höhe ihrer Rente über die Leitungsposition ihres Mannes.

und zudem bis vor einigen Jahren Töpferkurse angeboten. Diese Tätigkeiten werden im Folgenden näher erläutert, um anschließend auf die Hilfe in der Familie und im Freundeskreis einzugehen.

Dank und Anerkennung für geleistete (materielle) Hilfe

Im Alter von 17 Jahren schloss sich Frau Jakob dem Kirchenchor in ihrer Wohnsiedlung an und wurde in diesem Zusammenhang angefragt, ob sie sich im dort ansässigen Sozialwerk engagieren möchte. Angesprochen wurden sie von einer »*Dame, die is also von dem ((Namenspatron der Siedlung)) die Schwester gewesen. Und die hat das Sozialwerk in der ((Siedlung)) unter sich gehabt und die hat mich angequatscht.*« (Z. 187-189) Sie ist damit von der Leiterin des Sozialwerks, einer »*Frau Doktor*« (Z. 195), angesprochen worden, womit sie eine Nähe zu dieser leitenden Position herstellt.¹⁶ Sie selbst war nicht für die Durchführung der Gruppenangebote zuständig, sondern hat die Koordination der Gruppen »*gemanagt*« (Z. 194).

Bis heute ist sie in der Kirchengemeinde aktiv und hilft bei Festen oder anderen Veranstaltungen, übernimmt dort aber keine regelmäßigen Aufgaben. Als Motiv für ihr ehrenamtliches Engagement gibt Frau Jakob an, dass sie »*immer gerne geholfen*« (Z. 363) habe. Aufgrund ihrer bisherigen Erfahrungen aus verschiedenen Engagementkontexten hat eine entsprechende Anerkennung ihrer Arbeit eine hohe Bedeutung für sie, denn sie berichtet: »*ich wollte nie bezahlt werden oder so, aber äh, das war für manche dann schon fast selbstverständlich*« (Z. 365-366). Ihre Hilfe scheint damit nicht immer entsprechend honoriert worden zu sein, so dass für sie Hilfsbereitschaft »*ein Geben und Nehmen*« (Z. 1418) bedeute.

Zu dieser Honorierung ihrer Arbeit gehört für sie unter anderem der Aspekt der Bezahlung. Sie berichtet davon, zwanzig Jahre lang dreimal die Woche beim Bildungswerk einen Töpferkurs angeboten zu haben: »*da bin ich bezahlt worden, das war schön, ne*« (Z. 377). Sie bietet nicht ehrenamtlich einen Kurs an, sondern sucht die Möglichkeit, eine geringe Bezahlung zu erhalten, was für sie eine entsprechende Anerkennung ihrer Arbeit darstellt (und finanziell aufgrund der beruflichen Position ihres Mannes vermutlich nicht notwendig war).

Gegenüber der Interviewerin verdeutlicht sie ihren Einsatz und ihr Engagement für den Töpferkurs unter anderem durch den Hinweis, dass im Vergleich zu einem Nähkurs die Durchführung sehr aufwendig sei, da sie selbst dafür sorgen musste, genügend Ton für den Kurs zu besorgen: »*in jedem Kursus mindestens 15 Zentner Ton*« (Z. 384).

Im Weiteren werden die von ihre geschilderten Hilfen im Freundes- und Bekannntenkreis erläutert.

Hilfe unter Freund*innen und Bekannten

Frau Jakob weist unter anderem auf Fahrdienste für Freund*innen hin, die sie bereits als junge Frau übernommen habe und die sie auch heute noch anbiete: »*und wenn*

16 Sie weist darauf hin, dass sie durch diese Kontakte ins Sozialwerk ihrem Vater einen Auftrag für sein Bauunternehmen in der Großstadt vermitteln konnte, so dass ihre Eltern und ihr Bruder in den 1950er Jahren nachziehen konnten.

ich dann abgerufen wurd dann bin ich halt gefahren« (Z. 1068-1069). Ihre Fahrdienste übernimmt sie auf Anfrage, weniger freiwillig. Mit dem Hinweis, dass sie »*halt gefahren«* sei, ist zudem weniger Motivation und Spaß erkennbar als vielmehr ein Gefühl der Verpflichtung. Es scheint ihr wichtig zu sein, ihre jederzeit angebotene Hilfe der Interviewerin gegenüber glaubhaft belegen zu können: »*Also da da können sie fragen, wen sie wollen, da bin ich immer gefahren und gelaufen.«* (Z. 1071-1072) Ähnlich wie bei Herrn Grau steht das Autofahren auch bei Frau Jakob (neben der Statuserhöhung) als Zeichen für Jugendlichkeit und Mobilität und dient als Abgrenzung zu *den Alten*, die nicht mehr körperlich fit sind (»*sich kann zum Glück Auto fahren und äh bin körperlich noch fit«*, Z. 1157).

Die bereits dargestellte Relevanz der Anerkennung ihres Engagements findet sich auch im privaten Kontext. Hier führt sie verschiedene Beispiele an, die eine aus ihrer Sicht fehlende Dankbarkeit der Bekannten und Freund*innen deutlich machen.

So habe sie beispielsweise nach dem Tod ihres Mannes die zweite Karte ihres Theaterabonnements einer Bekannten angeboten: »*das war für die dann so selbstverständlich. Ich hab das auch bezahlt, ne.*« (Z. 904) Sie scheint die Bekannte nicht darum gebeten zu haben, die Karte zu bezahlen (eventuell aufgrund von höflicher Zurückhaltung), hätte aber erwartet, dass diese von sich aus eine finanzielle Gegenleistung anbiete. Ebenfalls berichtet sie von einer Nachbarin, die nicht gut mit ihren Lebensmitteln haushalten könne und regelmäßig bei ihr nach Mehl oder Zucker frage: »*ich hab der dann einen Kilo Zucker und ich sag, das nächste mal bringen sie ihn mir dann wieder, ne.* (Z. 547-549) Auch an diesem Beispiel lässt sich durch das Verleihen des Zuckers (statt des Verschenkens) die von Frau Jakob geforderte Form eines Gebens und Nehmens erkennen.

Die Unterstützung durch materielle Hilfe zeigt sich auch anhand weiterer Beispiele. So habe damals eine Reinigungskraft aus der Firma ihres Mannes unerlaubt von der Arbeitsstätte aus ihre Familie in der Türkei angerufen, woraufhin ihr gekündigt wurde. Frau Jakobs Mann schlug daher vor, dass sie bei ihnen zu Hause putzen könne: »*und dann hat der gesagt, naja, einmal die Woche könnte die ja kommen, ne. Wollte der ein gutes Werk tun.*« (Z. 1249-1250) Durch die Formulierung, ein »*gutes Werk«* zu tun, stellt sich Frau Jakob gemeinsam mit ihrem Mann als wohlthätige Unterstützer schwächerer Personen dar. Aber auch hier findet sich der Gedanke eines »Geben und Nehmens« und einem Leistungsgedanken, denn der Reinigungskraft wird die Möglichkeit gegeben, sich durch Haushaltstätigkeiten ihr Geld zu verdienen und dieses nicht geschenkt zu bekommen.

Wenn Frau Jakob selbst Hilfe benötigt, würde sie sich insbesondere an ihren Sohn oder ihrer Tochter wenden, da ihre Freund*innen und Bekannten nicht nur aufgrund ihres Alters und der körperlichen Konstitution nicht mehr in der Lage seien, ihr zu helfen, sondern sie diese zudem als zunehmend egoistisch wahrnehme: »*Die denken nur an sich.*« (Z. 1019-1020) Diesen Egoismus erläutert sie anhand des Verhaltens einer Bekannten, die sie bereits seit Jahrzehnten kennt: »*die braucht mich, [...], weil sie oft zu mir kommt äh, dass ich was nähe. [...] ich hab die immer mit ins Theater genommen mit dem Auto äh (.), die mich braucht. Aber selber nie da is.*« (Z. 1026-1028) Sie scheint die Erfahrung gemacht zu haben, sich in schwierigen Situationen nicht auf sie verlassen zu können, so dass das von ihr als wichtig angesehene Prinzip der Reziprozität an dieser Stelle nicht zu funktionieren scheint.

Als Begründung für die fehlende Hilfe führt Frau Jakob an: »*Die is so fett ((zeigt mit den Händen um sich)), der bin ich letztens begegnet.*« (Z. 1029-1030) Hinsichtlich der körperlichen

Situation ihrer Bekannten zeigt sie offen ihr Unverständnis, wodurch die Bedeutung eines gesunden Lebensstils nochmals unterstrichen, aber auch die von ihr eingeforderte Leistungsorientierung, an sich selbst zu arbeiten, verdeutlicht wird.

Insgesamt weisen Frau Jakobs Freizeitbeschäftigungen eine deutliche Ausrichtung an individuellen Tätigkeiten und weniger an gemeinschaftlichen Formen des Miteinanders aus: neben dem Sport zählt der Besuch von Museen und Theaterstücken zu Frau Jakobs Freizeitbeschäftigungen (sie besitzt seit sechzig Jahren ein Theaterabonnement). Derzeit ist sie zudem mit Nähtätigkeiten für ihre Tochter beschäftigt, indem sie die Kleidung ihrer Enkel umnäht.

5.4.1.3 Auswirkungen des Strukturwandels im Stadtteil auf Engagement

Frau Jakob geht in ihren Erzählungen über den Stadtteil zunächst ausschließlich auf ihr eigenes Grundstück mit Garten ein; weniger auf den Stadtteil oder die Nachbarschaft. Dabei weist sie insbesondere auf die ruhige und naturbelassene Umgebung hin: »Im grünen. Also wir wohnen ja hier im grünen.« (Z. 562) Sie ist stolz darauf, was sie und ihr Mann sich im Stadtteil aufgebaut haben und berichtet daher ausführlich über die damaligen Gartenarbeiten und den Bau eines Terrassendaches: »wer es konnte und es sich erlauben konnte, der es Geld hatte, machte sich ein Dach drauf« (Z. 569-570). Der neue Nachbar hätte sich ihr Haus und ihren Garten angeschaut und »dem is die Kimnlade runtergefallen. Sagt er, also das mach ich auch.« (Z. 646-647)¹⁷ Anhand dieses Beispiels unterstreicht sie nochmals ihren Stolz und weist auf die Anerkennung hin, die sie von anderen für ihr Haus erhält. Da sie auch noch ein weiteres Haus in einer Urlaubsregion Deutschlands besitzt, ist ihr in diesem Kontext der Hinweis wichtig: »wir ham nichts geerbt, alles erarbeitet« (Z. 599). Damit betont Frau Jakob ihre Leistung und die harte Arbeit, die zu ihrem aktuellen Eigentum geführt habe.

In ihren Erzählungen über den Stadtteil berichtet sie wie auch andere Interviewte von einem Wandel, den sie aber eher als Normalität sieht: »es hat sich natürlich verändert« (Z. 619-620). Daher würde sie auch jederzeit wieder in den Stadtteil ziehen. Die veränderte Bewohner*innenstruktur konkretisiert sie am Beispiel eines angrenzenden Wohnhauses mit vielen Mietparteien: »da waren früher Bundesbedienstete drin, das waren Offiziere mit Familien. Und die Häuser waren immer gepflegt« (Z. 621-624). Jetzt seien in diesen Häusern »Hinz und Kunz drin« (Z. 628), jedoch würden diese Veränderungen mit den Wohnungsbaugesellschaften zusammenhängen. Sie hebt damit weniger auf eine Kritik an den Menschen selbst ab, sondern erläutert die Rahmenbedingungen, die zu diesem Wandel führen.

Auch die Tatsache, dass vereinzelt im Stadtteil eingebrochen würde, scheint Frau Jakob wenig zu besorgen. Sie fühlt sich in ihrem Haus sicher (eventuell tragen dazu auch die Gitter vor den Fenstern bei), informiert sich aber nichtsdestotrotz zu diesem Thema, indem sie eine Infoveranstaltung im Polizeipräsidium besucht und dort erfahren habe: »wenn sie in Autobahnnahe wohnen, da da sind sie präsenter fürs einbrechen«

17 Auch die Interviewerin erhält eine Führung durch das gesamte Haus und damit einen Einblick in alle Räumlichkeiten.

(Z. 595-596). Für sie scheint es hilfreich zu sein, sich fachliche Informationen zu diesem Thema einzuholen und sie wählt einen rationalen und intellektuellen Umgang mit diesem Thema.

Weniger die veränderte Bewohner*innenstruktur oder die Sicherheit im Stadtteil bemängelt Frau Jakob, sondern aufgrund ihrer Interessen eher fehlende kulturelle Veranstaltungen im Stadtteil sowie qualitativ hochwertige Restaurants. Ein gutes Restaurant konnte sich aus ihrer Sicht nie im Stadtteil etablieren: »Bis auf diese eine blöde Kneipe, die wir haben und das ist für meine Begriffe ne Kaschemme.« (Z. 807-808)¹⁸ Ihre Abgrenzung zu den Menschen, die diese Kneipe besuchen, unterstreicht sie zusätzlich durch den Hinweis, dass früher im angrenzenden Stadtteil ein Sterne-Restaurant war, welches ihr Mann häufig mit Geschäftspartnern besucht habe: »Da konnte er also wirklich die Hosen runter lassen. Die waren teuer.« (Z. 826-827) Die Preise des Restaurants scheinen neben der Auszeichnung durch die Sterne ein weiteres Qualitätskriterium für Frau Jakob zu sein.

Emotional belastend scheint für sie der geringe Kontakt zu ihren Nachbar*innen zu sein. So berichtet sie davon, sich immer mal wieder einsam zu fühlen: »also (.) manchmal so (.) fühl ich mich dann doch alleine, ne ((Frau Jakob kommen die Tränen)). (.) Bloß ich kann ja nicht irgendwo klingeln gehen und sagen, kann ich mich ne halbe Stunde zu euch setzen, ne.« (Z. 1361-1363) Als Grund für die eigene Zurückhaltung den Nachbar*innen gegenüber führt sie an, dass insbesondere Familien in der Nachbarschaft leben und keine alleinstehenden Personen, so dass sich die Kontaktaufnahme schwierig gestaltet. Dieses Gefühl der Einsamkeit scheint auch bei der Beschreibung des Kontakts zu ihrer Tochter durch. Zu ihr pflegt sie ein gutes Verhältnis, würde sich jedoch einen engeren Kontakt wünschen: »ich sag, warum bist du nicht mal zur ((Herbstfest im Stadtteil)) gekommen. Ich bin von vielen gefragt worden so nach dir. Ja, sagt sie, es nächste mal.« (Z. 1394-1396)

Grundsätzlich zeigt sich im Interview eine Ambivalenz hinsichtlich der Einschätzung ihrer Kontakte im Stadtteil. So beklagt sie in ihrer direkten Nachbarschaft einen zu geringen Kontakt. Das alljährlich stattfindende Herbstfest im Stadtteil habe sie aber mit vielen Freund*innen und Bekannten besucht: »Also in der Beziehung sind wir hier ein Klüngel [...] weil man sich halt kennt, ne.« (Z. 1350-1351) So scheint ihr insbesondere die Möglichkeit eines alltäglichen ungezwungenen Austauschs mit ihren direkten Nachbar*innen zu fehlen.

5.4.1.4 Sicht auf institutionelles Engagement und Vereine

Im Interview positioniert sich Frau Jakob zu den Themen Kirche, Politik sowie der Arbeit von Vereinen. Diese Themenkomplexe, die teilweise in direkter Verbindung zum Stadtteil stehen, aber auch auf grundsätzliche politische Positionierungen hinweisen, werden im Weiteren näher erläutert und mit dem Blick auf die Nähe oder Ferne von Frau Jakob zu den jeweiligen Bereichen beleuchtet. Daraus lässt sich dann auch ihre Entscheidung für oder gegen ein Engagement erklären.

18 Die von ihr angeführte Kneipe ist die Gaststätte, in der die Interviewerin zwei Interviewpersonen (Herrn Nelles und Herrn Albert) kennenlernte und interviewte.

Kirche

In Frau Jakobs Leben zeigt sich durchgehend eine enge Bindung zur katholischen Kirche, was ihr von der Mutter vorgelebt wurde: »meine Mutter war also sehr fromm gewesen, ne« (Z. 256-257). Frau Jakob scheint als Jugendliche in der Kirche Personen gefunden zu haben, die ihr eine Orientierung gaben und Vorbild waren, denn von einer Nonne habe sie Hilfsbereitschaft gelernt: »Die konnte einem was beibringen.« (Z. 1083) Diese Bindung zur Kirche führte dazu, dass sie früher an einem sogenannten »Familienkreis« (Z. 661) im Stadtteil teilnahm, der vom Pfarrer organisiert wurde und bei dem Familien aus dem Stadtteil die Möglichkeit hatten, sich näher kennenzulernen.

Trotz dieser engen Bindung zur Kirche setzt sie sich mit der Institution Kirche und ihren Strukturen ebenso kritisch auseinander. Der Interviewerin berichtet sie begeistert von einem Buch über den Papst »Benedikt«¹⁹: »also da können Sie vom Glauben abfallen« (Z. 1432-1433). Insbesondere kritisiert sie das in dem Buch beschriebene »Obrigkeitsdenken« (Z. 1444). Für sie scheinen auch hier Informationen zur aktuellen Situation in der Kirche wichtig zu sein, denn sie sagt: »da können Sie sich ein Bild erlauben« (Z. 1445-1446). Diese kritische Haltung zur Institution Kirche ändert aber nichts an ihrem Glauben, denn »das sind die Menschen, das is nicht der liebe Gott« (Z. 1451-1452).

Politik

Unter anderem aufgrund ihrer eigenen Herkunft und der als Kind erlebten Flucht in den Westen positioniert sich Frau Jakob im Interview deutlich zu politischen Themen. Sich selbst beschreibt sie als sehr »freiheitsliebend« (Z. 67) und betont, dass sie sich »nicht gern zwingen« (Z.1092) lasse. Daher fühlte sie sich in der DDR als Jugendliche eingeeignet und in ihrer Freiheit eingeschränkt: »das war wie unterjochen drüben. Wenn sie nicht deren Lied gesungen haben, dann waren sie weg.« (Z. 350-352)²⁰ Ihre Erfahrungen in der DDR scheinen sie bis heute sehr zu beschäftigen und führen auch zu einer emotionalen Reaktion ihrerseits hinsichtlich der aktuellen politischen Entwicklungen, was an ihrem sprachlichen Ausdruck deutlich wird. Sie könne nicht nachvollziehen, warum in den ostdeutschen Bundesländern die AfD solch einen Zulauf vermerke und äußert sich in diesem Kontext: »Was Lenin gesagt hat, das war gut. Aber was Stalin draus gemacht hat, das war der Hitler. (.) Gekotzt der Hitler, ne. Kein, kein äh Respekt vorm Leben, ne.« (Z. 294-305)

So bringt sie in einigen Interviewpassagen Beispiele dafür an, wie sie selbst Erfahrungen des Fremd-Seins gemacht habe, so unter anderem bei der Begegnung mit ihren Schwiegereltern: »Ich war für meine Schwiegereltern im Anfang auch von drüben.« (Z. 333-334) Aufgrund der eigenen Fluchterfahrung kann sie die kritische Haltung ihrer Schwester gegenüber der aktuellen Flüchtlingssituation nicht nachvollziehen: »Sie glauben es nicht, die schimpft über die Flüchtlinge. Ich könnte platzen.« (Z. 250-251) Der Ausdruck, dass sie »platzen könne«, verdeutlicht ihre emotionale Entrüstung über die Position ihrer Schwester zu diesem Thema. Sie distanziert sich ganz klar von der Einschätzung ihrer Schwester und vertritt eine andere Haltung: »was die Angela Merkel gesagt hat, das schaffen wir,

19 Der genaue Titel des Buches ist Frau Jakob nicht bekannt.

20 So berichtet sie auch von ihrem Bruder, der zu DDR-Zeiten Mitglied in der CDU war: »der hatte ältere Freunde gehabt, die ham gegessen drüben politisch, die ham nichts verbochen, die ham nur anders gedacht« (Z. 311-312).

hätte ich auch gesagt« (Z. 295-296). In diesem Kontext betont sie auch, dass sie insbesondere Frauen in Führungspositionen präferiere und daher auch froh sei, dass Deutschland eine Frau als Bundeskanzlerin habe: *»ich bin auch nicht für diese Männerhierarchien*« (Z. 1093).

Frau Jakobs Nähe zur CDU macht sie nicht nur im Interview transparent, sondern auch in der Nachbarschaft scheint sie damit offen umzugehen: *»hier gegenüber weiß ich, die sind knatschrot und ich bin schwarz ((lacht))*« (Z. 922-923). So berichtet sie von einer Situation, bei der ihre Nachbarin mit einer Bekannten für die SPD Wahlwerbung betrieb:

»also wo so die Wahl ging und dann stehen ja aufm Markt immer so Stände, ne. Und die wollte auch mich zugehen und mir ne Blume, ne Rose bringen und da hat die laut gerufen, ((im Dialekt)) da brauchst du gar nicht hingehen, die is schwarz ((lacht)).« (Z. 932-938)

Vereine

Hinsichtlich der Politik der Bundesregierung kritisiert Frau Jakob im Interview, dass viel *»gelabert*« (Z. 1113), aber nichts bewegt und verändert würde. Diese Parallele sieht sie auch bei der Arbeit des Bürgervereins, von dem sie sich im Interview sehr deutlich abgrenzt: *»Weil ich die Leute nicht mag, die es machen, ne. [...] die quatschen viel und es wird doch nix bewegt.*« (Z. 1107-1108) Ihr fehlen damit die konkreten Ergebnisse der Arbeit und sie hat vielmehr den Eindruck, dass der Bürgerverein sich nur nach außen gut präsentieren will: *»das das stand zwar jetz groß in der Zeitung, aber wenn die immer sagen, die ham so viel bewegt, so doll find ich das gar nicht*« (Z. 1226-1227). Damit kritisiert sie die aus ihrer Sicht überhebliche Selbstdarstellung des Bürgervereins.

Zudem habe sie das Gefühl, die Arbeit werde nicht gleichmäßig auf die Mitglieder des Vereins verteilt: *»die erwarten immer, andere sollens machen*« (Z. 1109). Da Frau Jakob insbesondere Anerkennung für ihre Hilfe wichtig ist, scheint dies ein weiterer Grund zu sein, sich von der Arbeit des Bürgervereins zu distanzieren.

Frau Jakobs kritische Sicht auf den Bürgerverein lässt sich aber nicht auf die Vereinsarbeit verallgemeinern, denn sie betont, dass ihre Kinder in Vereinen aktiv gewesen seien und sie die Arbeit wichtig finde, womit sie aber insbesondere auf die Arbeit von Sport- und Musikvereinen abhebt.

5.4.1.5 Zusammenfassung: habituspezifischer Zugang zu Engagement

Frau Jakobs Familiengeschichte mit der Flucht in den Westen und ihre Erfahrungen im politischen System der DDR haben sie politisiert. Im Interview hebt sie insbesondere auf die Bedeutung von Freiheit ab und einer Ablehnung von Zwang und Hierarchien (u.a. konkretisiert am Umgang mit geflüchteten Menschen und dem Wunsch nach mehr Frauen in Führungspositionen).

In ihrer eigenen Biografie findet sich hingegen kein Streben nach einer Führungsposition. Sie blickt vielmehr auf zu ihrem beruflich erfolgreichen Mann, der eine gut bezahlte Leitungsposition in einem großen Versicherungsunternehmen innehatte. Ihre eigene berufliche Laufbahn sei von glücklichen Umständen geprägt, womit sie ihre Leistung klein macht. Ihren Mann und sich präsentiert sie als eine Einheit, wobei es eine klassische Rollenverteilung gab, in der sie für die Kindererziehung und ihr Mann für die finanzielle Absicherung der Familie zuständig waren.

Die Karriere ihres Mannes führte zu der Möglichkeit, ein Haus im Stadtteil zu erwerben und dies entsprechend den eigenen Vorstellungen zu gestalten und umzubauen. Der eigene Besitz (Grundstück, Haus) wird im Stadtteil als Möglichkeit des Rückzugs und als Ort der Sicherheit gesehen (dafür gibt es auch Gitter vor den Fenstern). Gleichzeitig bietet der Besitz auch die Möglichkeit, Anerkennung und Ansehen von anderen dafür zu erhalten. Frau Jakob weist damit ein Statusdenken auf. Auch das Auto dient als Statussymbol, welches sie höherstehen lässt (und zudem von *den Alten* abgrenzt, die körperlich nicht mehr in der Lage seien, Auto zu fahren). Zudem sucht sie eine Nähe zu Personen in höhergestellten Positionen, wie der Leiterin des Sozialwerks oder aber auch durch die Heirat ihres Mannes, der ihr u.a. ein wohlhabendes Leben inklusive Zugang zu teuren Sterne-Restaurants ermöglichte. Diese besucht sie ebenso gerne wie Museen und Theaterstücke. Hier lassen sich hochkulturelle Muster erkennen. In den von ihr favorisierten Hobbies (Theater, Museen, Besuch von Vorträgen, Astronomie) findet sich zudem nicht nur eine Orientierung an individuellen Lebensprinzipien, sondern in ihrer intellektuellen Auseinandersetzung mit Alltagsthemen (wie der Sicherheit im Stadtteil) auch eine Orientierung an ideellen Lebensprinzipien. Ebenfalls in ihrem Engagement im damaligen Sozialwerk sowie der Unterstützung von Freund*innen und Bekannten durch (materielle) Hilfeleistungen zeigt sich weniger eine Suche nach gemeinschaftlichen Tätigkeiten als mehr eine Ausrichtung an individuellen Interessen. Dies führt jedoch auch dazu, dass ihr ein ungezwungener Kontakt zu den Nachbar*innen fehlt und sie sich zeitweise einsam fühlt. Gleichwohl initiiert sie diesen Kontakt in der Regel nicht selbst.

Auch die karitativen Züge in ihrem Engagement durch die Abgabe von materiellen Gütern an schwächere Personengruppen sowie die Nähe zu höhergestellten Personen zeigen Machtansprüche. In der Hilfe unter Freund*innen und Bekannten bedient sie sich ihres ökonomischen Kapitals: so gibt sie eine Theaterkarte an ihre Bekannte weiter, hilft mit Mehl und Zucker aus, sorgt für eine Weiterbeschäftigung der Putzfrau aus der Fima ihres Mannes und bietet Fahrten mit ihrem Auto an. Diese Hilfe möchte sie aber nicht als Selbstverständlichkeit wahrgenommen sehen, sondern fordert dafür Anerkennung ein. Zudem bietet sie die Hilfe nicht von sich aus an, sondern wird angefragt, was ihr eine höhergestellte Position in der Hilfebeziehung zukommen lässt.

Hilfsbereitschaft zeichnet sich aus ihrer Sicht durch Geben und Nehmen aus. Wird das nicht erfüllt, fühlt sie sich ausgenutzt. So ist etwa zu begründen, dass sie sich von der Arbeit des Bürgervereins distanziiert, da sie den Eindruck hat, dort würden nur andere die Arbeit machen. Zudem werde ihr dort, vergleichbar mit der Politik, zu viel geredet und zu wenig Veränderung herbeigeführt. Wichtig sind für sie Taten und nicht Worte (ihr Vater unterstützte auch nicht ihren Weg hin zu einem Studium, sondern den Weg in eine *handfeste* Ausbildung).

5.4.2 Vergleichsfälle

Neben Frau Jakob findet sich ein weiterer Fall im Engagementmuster IV, Herr Albert. Dieser wird im Weiteren zur Beschreibung des Musters hinzugezogen.

Wie Frau Jakob wohnt auch Herr Albert, 76 Jahre alt, mit seiner Frau in einem Flachdachhaus im Stadtteil. Dieses erwarben sie aufgrund seiner Tätigkeit als gehobener

Verteidigungsbeamter bei der Bundeswehr und sind dafür sehr dankbar. Die Möglichkeit des Hauserwerbs über die Bundeswehr sowie die finanziellen Zulagen sind für ihn eine finanzielle Entlastung, so dass er sich keine Sorgen um seine Absicherung machen muss: »Wunderbar finanziert, durch Bausparverträge [...] alles bezahlt und wir sind happy und zufrieden.« (Z. 142-143)

Die Bedeutung einer finanziellen Sicherheit findet sich bei beiden Fällen mit dem jeweiligen Verweis darauf, sich auch alles selbst erarbeitet zu haben. Herr Albert weist in diesem Kontext auf seinen beruflichen Aufstieg hin, der für ihn mit enormer Anstrengung verbunden war. Nachdem er mit 35 Jahren an der Abendschule die mittlere Reife nachholte, wechselte er in den gehobenen Dienst der Bundeswehr und verbrachte auch einige Jahre in den USA (»man muss ja wissen, wo ich herkomme, Volksschule und dann [...] bis nach USA zu kommen«, Z. 338-340). Der Stolz auf die berufliche Laufbahn und die erarbeitete Position findet sich auch bei Frau Jakob. Bei ihr jedoch nicht hinsichtlich ihrer eigenen Biografie, sondern der beruflichen Position ihres Mannes.

Frau Jakob und Herr Albert erwecken beide den Eindruck, sich vorab auf das Interview vorbereitet zu haben: Frau Jakob ist es ein Anliegen, die von ihrer Schwester aufgeschriebene Fluchtgeschichte der Interviewerin zu übergeben, so dass diese einen ausführlichen Einblick in die Familie bekommt. Herr Albert scheint sich vorab überlegt zu haben, welche Themen er der Interviewerin gegenüber erwähnen will: auf die Einstiegsfrage im Interview, wie er seinen Geburtstag gefeiert habe, schweift er in andere Bereiche ab, was im weiteren Verlauf des Interviews nicht passiert. Während des gesamten Interviews wirkt er sehr bedacht, reflektiert und überlegt (trotz des bereits konsumierten Alkohols, da das Interview in der Kneipe im Stadtteil durchgeführt wurde).

Reziprozität in Hilfebeziehungen im Freundeskreis und der Nachbarschaft

In Abgrenzung zu Frau Jakob findet sich bei Herrn Albert eine stärkere Form der Geselligkeit, indem bewusst Orte aufgesucht werden, um mit Menschen in Kontakt zu kommen. Er fährt beispielsweise in die Innenstadt um dort essen zu gehen (»sitz ich trink ein Glas Wein, esse ein paar Nudeln, mache Small Talk mit irgendwelchen Leuten«, Z. 732-733) oder besucht zweimal die Woche den Stammtisch in der Kneipe, die auch Herr Nelles aufsucht und in der das Interview geführt wurde (»Ich freue mich dann auf einen Besuch in der Gaststätte [Name der Kneipe] von 12.30 – ca. 14.30 Uhr. Hier treffe ich viele alte Bekannte und die Unterhaltung verläuft lebhaft und spaßig«, Auszug aus seinem Freitext, den er anstatt des Sozialraumtagebuches verfasst hat). Diesen Austausch mit anderen Menschen sucht er auch in seiner direkten Nachbarschaft. Seine Frau und er seien sehr offen und daher werde »immer ein Smalltalk gemacht, ne« (Z. 1027-1028). Nichts desto trotz ist diese Aufrechterhaltung eines Kontaktes zu seinen Mitmenschen für ihn mit Anstrengung verbunden und keine Selbstverständlichkeit. Herr Albert stellt sich jedoch dieser Kontaktpflege im Gegensatz zu Frau Jakob: »da hat meine Frau und ich auch einen erheblichen Anteil dran« (Z. 884-885). Das Miteinander in der Nachbarschaft wird von ihm ganz bewusst gepflegt, was er selbst auch als »eigennützig« (Z. 1037) bezeichnet: so hält er beispielsweise mit einer afghanischen Familie in der Nachbarschaft Kontakt, da er hoffe, dass diese für seine Frau und ihn kleine Erledigungen übernehmen würden, wenn sie

künftig gesundheitlich nicht mehr so fit seien: »die würd ich dann schon ansprechen. Und ich bin davon überzeugt, die würden das auch tun.« (Z. 1040-1041) Der Verbleib im eigenen Haus scheint für ihn und seine Frau so wichtig zu sein, dass bereits frühzeitig Netzwerke aufgebaut werden, in der Hoffnung, diese später für Unterstützung anfragen zu können. Da der Großteil der Nachbar*innen bereits älter und damit auch gesundheitlich eingeschränkter seien, sei aktuell meist er es, der Hilfe anbiete: »also ich bin eigentlich in Sachen Krankheitsgeschichte in letzter Zeit unterwegs. Ich bin froh, wenn ich jetzt Urlaub habe, ne. Nachbarschaftshilfe. Aber das is so, man macht das eben.« (Z. 33-35) Er scheint mit seiner geleisteten Hilfe an die Grenze seiner Belastbarkeit zu stoßen, was auch dadurch bedingt zu sein scheint, dass er sich von Nachbar*innen und Freund*innen teilweise ausgenutzt fühle. Dieses Gefühl der fehlenden Wechselseitigkeit in der Hilfe eint ihn mit Frau Jakob. Er nimmt bei seinen Mitmenschen wahr, dass diese sehr viel einfordern, er selbst hingegen schaut, wie er zurechtkommt, ohne die Hilfe der anderen anzufragen. So führt er beispielhaft an, dass er sich selbst darum kümmere, wie er nach Hause kommt, wenn er sein Auto in die Werkstatt bringen muss: »dann schmeiß ich immer mein Fahrrad in mein Auto und fahr hin und fahr mitm Fahrrad zurück, ne. Und sagen alle, kannst du mich mal fahren, kannst du das, kannst du das, kannst du das.« (Z. 631-633) Ebenso würde er beispielsweise Nachbar*innen nicht zu jeder Tages- und Nachtzeit darum bitten, ihn zum Flughafen zu fahren: »Ich werde nicht nachts um drei bitten, wenn der Flug ginge, ja, nehm ich ein Taxi, kann man niemandem zumuten.« (Z. 525-526) Auch hier nimmt er Rücksicht auf seine Mitmenschen und fragt bei diesen nur nach Unterstützung, wenn dies auch zumutbar ist.

Wie Frau Jakob wünscht auch er sich, dass die Mitmenschen mehr Rücksicht auf ihn nehmen: »aber man hat sich auch immer unter Wert äh da sag ich mal helfen wollte. Und man muss aufpassen, sag ich Ihnen ehrlich, sie werden ausgenutzt. Leider. Geht ganz schnell.« (Z. 621-623) Dieses »unter Wert verkaufen« verdeutlicht er an einem konkreten Beispiel: Die für eine ältere Nachbarin über Jahre geleistete Hilfe wurde aus seiner Sicht bei einer Geburtstagsfeier der Dame nicht entsprechend honoriert: »hat sie uns in die Ecke gesetzt. An ihrem 90. Geburtstag, schriftlich« (Z. 691-694). Er hätte in dieser Situation nicht nur einen Platz in der Nähe der Gastgeberin, sondern auch entsprechende Dankesworte erwartet, die die Nachbarin jedoch nicht ausgesprochen hat.

Diese Wahrnehmung einer einseitigen Hilfe findet sich bei Herrn Albert nicht nur im privaten Kontext, sondern auch in der Einschätzung der Vereinsarbeit.

Kritisch-distanzierter Blick auf Arbeit in Vereinen

Wie auch Frau Jakob sieht Herr Albert die Vereinsarbeit skeptisch, so dass er sich nie in einem Verein engagiert hat: »das war nicht mein Ding« (Z. 850). An der Mitarbeit hindern ihn insbesondere Bedenken, sich nicht abgrenzen zu können und zu viele Aufgaben im Verein zu übernehmen: »Und da fühl ich mich eben empfänglich, dass ich das dann mache und sage, so ne scheiße. Warum hast du dich dadrauf eingelassen.« (Z. 942-944) Auch hier findet sich damit der Eindruck, selbst Tätigkeiten zu übernehmen, dies jedoch nicht immer entsprechend auch vom Gegenüber zu erfahren (ein fehlendes Geben und Nehmen, was auch Frau Jakob beim Bürgerverein wahrnimmt, in dem die Aufgaben nicht gleichmäßig auf alle Schultern verteilt würden).

Nach Einschätzung von Herrn Albert seien die im Verein ausgetragenen Konflikte zudem meist eine »Nichtigkeit« (Z. 863). Er scheint den Themen, über die in Vereinen diskutiert wird, keine große Relevanz beizumessen und er selber sei dafür »nicht so der Typ« (Z. 866-867). Er selbst fokussiert im Interview eher gesellschaftspolitische Themen, so dass es naheliegt, dass die Diskussion über Vereinsthemen ihm daher zu banal erscheint.

Die Arbeit des Bürgervereins bewertet Herr Albert nicht ganz so skeptisch wie Frau Jakob, indem er wie auch andere Interviewte die Arbeit der Vorsitzenden positiv hervorhebt: »ob das Bepflanzung is, Osterglocken da und Sauberkeit und Ordnung« (Z. 483-484). Er selber ist jedoch nur zahlendes Mitglied des Vereins und unterstützt die Arbeit nicht aktiv. Die vom Bürgerverein fokussierten Themen Sauberkeit und Ordnung im Stadtteil scheinen für Herrn Albert nicht eine so zentrale Rolle einzunehmen, dass er selbst diese Arbeit unterstützt.

Analytisch-distanzierter Blick auf den Stadtteil

Wie auch bei Frau Jakob richtet sich der Blick auf den Stadtteil bei Herrn Albert zunächst auf das eigene Grundstück und das eigene Haus. Auch er hebt auf die Ruhe und die Lage im Grünen ab: »Wir ham im Garten alles grün, ne. Grüne Wand da hinten.« (Z. 62-63).

Danach erst folgt eine Darstellung des Zusammenlebens, welches vergleichbar mit Frau Jakob in Form einer verkopften, intellektuellen Auseinandersetzung stattfindet. Herr Albert bettet beispielsweise die Sozialstruktur des Stadtteils in die gesamtstädtische Situation ein und zieht daraus die Konsequenz: »Wir rangieren in dieser eben ganz unten, das wissen wir.« (Z. 419) Dazu zählt für ihn unter anderem auch der hohe Migrationsanteil: »Wir kennen es, [...] wir ham hier ja einen Migrationshintergrund von 52 Prozent.« (Z. 441-443). Dabei greift er nicht nur auf Statistiken zurück, sondern gibt ebenso seine Wahrnehmung der Bürger*innen im Stadtteil wieder. Er habe den Eindruck, dass viele ältere Menschen über Menschen mit Migrationshintergrund »meckern« (Z. 445), was er selber kritisch sehe, denn aus seiner Sicht müsse man selber aktiv werden und auf die Menschen zugehen, was er an einem Beispiel erläutert:

»wenn ich jetzt hier durchs Dorf gehe, und da is ein Schwarzer oder sowas mit den Kindern, ich lasse mal ein Wort fallen oder freue mich, wenn die strampeln, nuckeln. Das kommt zurück, die Leute, zum Teil wären sofort da und froh, wenn ich sage och das is aber süß oder irgendsowas, ne, wenn sie sich angesprochen fühlen. Das mach ich schon.« (Z. 448-452)

Auch er stellt in seinen Ausführungen Menschen mit Migrationshintergrund den »Pionier*innen« des Stadtteils gegenüber, problematisiert dabei aber in einer intellektuellen Auseinandersetzung nicht ausschließlich die »anderen Fremden«, sondern auch die Menschen, die mit diesem Wandel konfrontiert sind.

Grundsätzlich bewundert er den aus seiner Sicht familialen Zusammenhalt in Familien mit Migrationshintergrund: »dieser Familienverbund bei diesen Ausländern, der is da, wie Pech und Schwefel« (Z. 568-569). Hier scheint bei ihm eine große Begeisterung für das solidarische Zusammenhalten der Familien vorhanden zu sein und die gegenseitige Unterstützung, welche er sich auch für sich selbst wünscht.

Der analytische und intellektuelle Blick auf den Stadtteil wird bei Herrn Albert auch am Beispiel der fehlenden Sauberkeit im Stadtteil deutlich. So schildert er Situationen im Zusammenleben, bei denen er sich über die fehlende Sauberkeit im Stadtteil ärgert, präsentiert sich an dieser Stelle jedoch als analytischen Beobachter, der ganz bewusst nicht ermahmend und disziplinierend eingreift. So berichtet er von einer Situation, in der Jugendliche ihren Müll auf dem Marktplatz haben liegen lassen: *»Die ham aber drauf gewartet, weil, dass ich sie provoziere. [...] ich seh es ja ständig. Bewusst, und das is das schlimmste, ich seh Dinge.«* (Z. 499-501) Die aus seiner Sicht vorhandene Erwartung der Jugendlichen, dass *»man als älterer sie vielleicht anscheißt«* (Z. 490-491), will er an dieser Stelle bewusst nicht entsprechen (in Abgrenzung zum disziplinierenden Auftreten im *präventiös-statusorientierten Engagement*, Muster I).

Einordnung des Zusammenlebens im Stadtteil in gesamtgesellschaftliche Entwicklungen
Herr Albert thematisiert ausgehend von seinen Alltagserfahrungen und dem Zusammenleben im Stadtteil immer wieder gesamtgesellschaftliche Entwicklungen und bettet daher individuelle Erfahrungen in größere Zusammenhänge ein. Für ihn ist diese Auseinandersetzung bedeutsam, was er im Interview auch konkret benennt: *»Also ich beschäftige mich schon mit den Dingen und ich hoffe, das hab ich immer getan, ne. Mich politisch zu interessieren.«* (Z. 513-514) Das Einholen von Informationen zu gesellschaftspolitischen Themen ist für ihn daher unerlässlich und auch bei Frau Jakob zeigt sich eine Auseinandersetzung mit aktuellen Entwicklungen durch den Besuch von Informationsveranstaltungen, beispielsweise bei der Polizei.

Daher führt Herr Albert auch die kritische Reflexion und die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Entwicklungen als zentralen Punkt zur Abschlussfrage an, was wirklich wichtig im Leben sei:

»Die Dinge realistisch zu betrachten (.) wie sie tatsächlich sind. Sich nicht einseitig informieren, sondern durch Gespräche, Printmedien oder alles sich seine Informationen holen und filtern und auch seine Schlüsse ziehen für sich selber oder durch Unterhaltungen zu machen.« (Z. 1056-1059)

Dies führt dazu, dass Herr Albert und Frau Jakob sich zu politischen Entwicklungen äußern und klar positionieren. Dazu gehört beispielsweise die Migrationspolitik, bei der Frau Jakob eine klare Unterstützung von Angela Merkel deutlich macht. Herr Albert hingegen sieht aus finanziellen Gründen die Aufnahme von geflüchteten Menschen problematisch: *»Nur, das kann ja nicht so weiter gehen. Das is ja ein Kostenfaktor, der nicht zu tragen ist irgendwann, ne. () Da kommen ja noch Lawinen auf uns zu, ne.«* (Z. 468-470) Insbesondere sieht er eine Ungerechtigkeit bei der Verteilung von knappen Gütern und sieht *»die Deutschen«*, insbesondere alleinerziehende Frauen, als zu wenig seitens des Staates unterstützt und gefördert:

»Und alles geht zum Nulltarif, und das ist etwas zu großzügig, ne. Da wirtschaftet eine alleinstehende Frau, die von ihrem Mann verlassen wurde, das Kind vielleicht krank, mit ach und krach über die Runden. Und hier laufen die rum, Handys das das das das das, das is alles, tut ein bisschen, als älterer, wenn man das so beobachtet, tut ein bisschen weh.« (Z. 470-474)

Auch das Thema der zunehmenden Individualisierung wird bei beiden Interviewten angesprochen. Frau Jakob kritisiert einen zunehmenden Egoismus, den sie in ihrem Bekanntenkreis wahrnehme. Auch Herr Albert spricht diesen an und macht dafür insbesondere die gesellschaftlichen Entwicklungen verantwortlich, indem er auf die sich verändernde Berufswelt abhebt: »A sind die Leute sehr sehr arg belastet in ihren Berufen heute [...] diese fünf, sechs verschiedenen Arbeitsverhältnisse.« (Z. 711-713) Diese Belastungen, dieses »Ausnutzen der Menschen [...] in der Arbeitswelt« (Z. 718) sind für ihn nicht nur Grund für das nachlassende Engagement der Menschen, sondern auch für ein »auseinanderdriften« (Z. 716) der Familien. Die schnelllebige und konsumorientierte Welt scheint für Herrn Albert zu einer Belastung für junge Familien zu führen.

Wie auch Frau Jakob ist Herr Albert in der ehemaligen DDR aufgewachsen, so dass sie beide von ihren Erfahrungen der damaligen Zeit berichten und dabei insbesondere auf den Wert von Freiheit abheben. Diese Freiheit werde aus Sicht von Herrn Albert zu wenig geschätzt, insbesondere von jungen Menschen: »die Masse der Menschen, [...] die diese Geschichten eben, weil sie nie was anderes erlebt haben, so äh gleichgültig hinnehmen. Diese Freiheit vor allen Dingen.« (Z. 287-289) Er vermisst hier eine Wertschätzung der heutigen individuellen Freiheit, da er selbst wie Frau Jakob in seiner Kindheit im kommunistischen System andere Erfahrungen gemacht hat. In diesem Kontext zitiert er Gottfried Keller (er nennt ihn nicht namentlich, sondern führt das Zitat an): »Die träge Teilnahmslosigkeit eines Volkes endet immer mit der Missachtung seiner Einrichtungen () und damit der Verlust der Freiheit. Das is so, das is so. Das sind alte Dinge, das steht drin, ne.« (Z. 315-317)

5.4.3 Muster IV: Engagement nach dem Prinzip »Distinktion und Reziprozität«

Die beiden Fälle, auf denen Engagementmuster IV beruht, leben beide seit über 40 Jahren im Stadtteil und konnten sich den Erwerb eines Hauses leisten (neben einem weiteren Fall eines anderen Musters die einzigen Interviewten im Sample). Frau Jakobs Habituszüge sind teilweise durch ihren Herkunftshabitus geprägt, durch die Heirat mit ihrem Mann jedoch stärker durch distinktive Züge überlagert, da sie durch ihren Mann die Möglichkeit des Zugangs zu exklusiven Kreisen erfuhr.

Herr Albert holte an der Abendschule das Fachabitur nach, woraufhin er zur Bundeswehr wechselte. Dieser berufliche Aufstieg, für den die Unterstützung seiner Vorgesetzten sowie seiner Frau wichtig waren, verweist auf das im Leistungsorientierten Arbeitnehmermilieu zu findende Bildungsstreben. Der Stolz auf diese aufgebraute Leistung findet sich beispielsweise zum einen an dem ausführlichen Bericht über die damalige berufliche Tätigkeit sowie zum anderen am Vorzeigen des erarbeiteten Besitzes.

Diese mit dem Bildungsstreben verbundene Leistungsorientierung wird nicht nur im beruflichen Kontext gelebt, sondern ebenso im ausgeübten Engagement: Zwar findet sich in diesem Engagementmuster eine Form der karitativen Hilfe durch materielle Unterstützung, jedoch wird diese zusätzlich begleitet durch einen Tauschgedanken, das Prinzip des Geben und Nehmens. Hilfe ist daher nicht ausschließlich von oben herab gerichtet (und damit rein karitativ), sondern ebenfalls geprägt von dem Gedanken, sich anstrengen zu müssen, um etwas zu erreichen (Leistungsorientierung). Diese Ausdauer und Leistungsorientierung findet sich nicht nur im Bildungsaufstieg, sondern ebenso

in entsprechenden Hobbys wie dem Töpfern: »töpfern, is nich, heute machen und morgen mitnehmen« (Frau Jakob, Z. 393-394).

Verbunden mit dieser Disziplin ist ebenso in Abgrenzung zu den anderen Mustern eine deutlichere Ausrichtung auf das Individuum (und weniger auf die Gemeinschaft) erkennbar: Die Aufrechterhaltung der Gesundheit wird in die Hände jedes*r Einzelnen gelegt, ebenso hat sich jede*r kritisch mit Informationsquellen auseinanderzusetzen, um sich ein Bild über die gesellschaftliche Situation machen zu können und zudem besteht der Wunsch, nicht für jede Hilfe die Mitmenschen anzufragen, sondern zunächst selbst zu schauen, wie die Situation geregelt werden kann. Den Anspruch einer umfangreichen Auseinandersetzung mit fachlichen Informationen findet sich auch im Blick auf den Stadtteil; dortige Entwicklungen werden aus einer analytisch-reflektierenden Perspektive beleuchtet und damit eine persönliche Distanzierung vorgenommen, indem von oben auf die Entwicklungen geschaut wird und sich damit in eine höhergestellte Position begeben wird.

5.4.3.1 Milieuspezifische Engagementpraktiken

Die im Engagementmuster zu findenden Hilfeleistungen sind weniger im Bereich des klassischen bürgerschaftlichen Engagements verortet als vielmehr im Bereich der informellen Hilfeleistungen. Engagement als organisierte Tätigkeitsform in Vereinen oder Initiativen findet sich hier nicht. Das Fernbleiben aus diesen Strukturen wird begründet durch die fehlende Initiative und Mitarbeit von anderen, so dass die Arbeit doch immer von einem selbst übernommen werden müsste. Inwieweit die konkrete Erfahrung dieses Bild stützt oder die grundsätzliche Sicht auf die Mitmenschen zu dieser Haltung beiträgt ist nicht zu differenzieren. Bereits in der Jugend ist jedoch eine Distanz zu Vereinen erkennbar und es wird nicht über die Mitgliedschaft in Vereinen berichtet.

Diese Sichtweise eines defizitären Engagementwillens der anderen findet sich auch im Bereich der informellen Hilfeleistungen, was dazu führt, dass auch hier Hilfe und Unterstützung kaum von selbst angeboten, sondern eher auf Anfrage von Freund*innen und Nachbar*innen übernommen wird. Wird doch von alleine Hilfe und Unterstützung angeboten, erfolgt dies mit einem speziellen Anliegen: Mit dem Blick auf die eigene Zukunft gerichtet besteht der Wunsch, auch dann im Haus wohnen bleiben zu können, wenn es gesundheitliche Beeinträchtigungen gibt. Daher wird ausgehend von einem Reziprozitätsgedanken Hilfe geleistet, um selbst später ebenfalls Unterstützung zu erhalten. Den an andere gerichteten Leistungsgedanken, für in Anspruch genommene Hilfe auch etwas zurückzugeben, findet sich daher auch mit Blick auf die eigene Person. Erst durch die Unterstützung von anderen besteht das Recht auf die spätere eigene Inanspruchnahme von Hilfe.

Neben dem Reziprozitätsprinzip findet sich in diesem Muster zudem insbesondere das Leisten von materieller Hilfe: dazu zählt beispielsweise eine Abgabe von Lebensmitteln, aber auch das Verschenken einer Theaterkarte. Aufgrund der erwarteten Wechselseitigkeit in der Hilfe wird jedoch nicht verschenkt, sondern verliehen. Es wird daher eine Gegenleistung erwartet, um keinen eigenen Verlust zu machen. Daher wird auch die Bezahlung von Tätigkeiten als Wertschätzung der geleisteten Arbeit wahrgenommen. Die Gestaltung sozialer Beziehungen und die Übernahme konkreter Unterstüt-

zungsleistungen wird als belastend und anstrengend wahrgenommen und nur dann übernommen, wenn damit ebenfalls ein persönlicher Gewinn erzielt werden kann. Das Geleistete muss sich daher für einen selbst lohnen.

Formen der Gemeinschaft, wie sie in Muster II und III zu finden sind, spielen hier eher eine untergeordnete Rolle. So wird vereinzelt auch über das Beisammensein mit Freund*innen und Nachbar*innen berichtet, doch diese (teilweise) vorhandene Gemeinschaft wird nicht als sicheres Netzwerk wahrgenommen, auf welches in Notsituationen zurückgegriffen werden kann. Das Miteinander bedient eher Momente der Geselligkeit, jedoch weniger verlässliche Hilfsstrukturen (zumindest werden diese nicht wahrgenommen). Zudem findet sich in diesem Muster auch der Wunsch nach mehr Kontakten und einem ungezwungenen spontanen Austausch mit Nachbar*innen.

Bedeutung des Strukturwandels im Stadtteil für Engagement

An die im vorangegangenen skizzierte Leistungsorientierung, im damaligen beruflichen Kontext sowie im Engagement, knüpft der Stolz auf den eigenen Besitz an, der sich auch in der Darstellung des Zusammenlebens im Stadtteil widerspiegelt. So wird hier insbesondere auf das eigene Eigentum verwiesen, was sich unter anderem in einer stolzen Führung der Interviewerin durch das Haus und den Garten zeigt. Das eigene Haus im Stadtteil bietet einen sicheren Schutz, dem Wandel der Bewohner*innenstruktur mit etwas mehr Gelassenheit zu begegnen als beispielsweise im Engagementmuster I. Daher wird zum einen über das öffentliche Leben im Stadtteil (am Beispiel der Bewohner*innenstruktur, fehlender Lokalitäten etc.) berichtet und zum anderen über das Private (am Beispiel des Erwerbs von Eigentum, dem Umbau des Gartens etc.). Der Bereich des Privaten hat eine besondere Bedeutung, denn dieser Bereich bietet zum einen Sicherheit (in der eigenen heilen Welt) gegenüber dem unsicher werdenden Zusammenleben im Stadtteil und ist zum anderen verbunden mit einem Stolz auf den eigenen Besitz. Damit gelingt eine Aufwertung des eigenen Status.

Diese aus dem Schutz des Eigenheims geäußerte Wahrnehmung des Stadtteils wird daher auch als analytisch-distanzierende Beschreibung vorgenommen. Auch in diesen Argumentationsmustern findet sich eine deutliche Abgrenzung eines *wir* (die alteingesessenen Bürger*innen des Stadtteils) gegenüber den *Fremden*, den *Hinzugezogenen*. Es erfolgt jedoch in Abgrenzung zu Muster I keine klassistische Abwertung der Gruppe, sondern eine Auseinandersetzung mit den verschiedenen Faktoren, die das Zusammenleben im Stadtteil erschweren: dazu gehören strukturelle Fragen, aber auch die Sicht auf die bereits lange im Stadtteil lebenden Bürger*innen, welche ebenfalls einen Beitrag für ein gemeinsames Zusammenleben leisten müssen.

Sicht auf anerkanntes Engagement

In diesem Engagementmuster findet sich eine deutliche Abgrenzung zu klassischen Formen bürgerschaftlichen Engagements. Es findet keine aktive Unterstützung von Vereinen, Initiativen oder selbstorganisierten Gruppen im Stadtteil statt, was auch in der gesamten Lebensbiografie nicht zu finden ist.

Die Arbeit von Vereinen, die sich auf den Stadtteil ausrichten, wird als mühselige Arbeit wahrgenommen, bei der die vorzuzeigenden Resultate dann doch nicht so wirk-

mächtig sind. Die dort verhandelten Themen scheinen zu klein und banal zu sein, als dass sich eine Arbeit auf dieser Ebene lohnen würde. Zudem gebe es häufig nicht genügend Mitstreiter*innen, so dass die Hauptarbeit doch alleine übernommen werden müsste und ferner eine relativ schnelle Herbeiführung von Veränderungen angestrebt wird, so dass wenig Ausdauer für das lange Verfolgen eines Vorhabens vorhanden ist.

Die Personen, die sich in Vereinen engagieren und ihre Arbeit nach außen präsentieren, werden eher skeptisch gesehen. Die Darstellung nach außen wird ebenso wie bei Politiker*innen zynisch belächelt.

5.4.3.2 Verortung im sozialen Raum

Das Engagementmuster befindet sich wie das Muster III »Egalität und Autonomie« in der Traditionslinie der Facharbeit und der praktischen Intelligenz, hier jedoch im Leistungsorientierten Arbeitnehmermilieu weiter oben angesiedelt, an der Trennlinie der Distinktion. Aufgrund der höheren Verortung im sozialen Raum zeigt sich hier deutlicher als in Muster III das für die Leistungsorientierten charakteristische Bildungsstreben: »Das Arbeitsethos der Leistungsorientierten beruht auf einer starken Leistungsmotivation und Identifikation mit der Arbeitstätigkeit.« (Vester et al. 2001: 515) Bei Frau Jakob äußert sich dies in dem nach oben gerichteten Blick auf die berufliche Position ihres Mannes, bei Herrn Albert in der hohen Identifikation mit seiner damaligen Tätigkeit, die durch das ausgiebige Berichten über seine beruflichen Tätigkeiten und seine berufliche Position deutlich wird.

Zudem wird die höhere Verortung im sozialen Raum daran deutlich, dass sie »deutlich mehr kulturelles Kapital erworben [haben] als das benachbarte Kleinbürgerliche Arbeitnehmermilieu« (ebd., Erg. d. Verf.). Im Leistungsorientierten Arbeitnehmermilieu finden sich neben Bank- und Versicherungsangestellten ebenso Angestellte in der Metall- und Bauindustrie sowie im Dienstleistungsbereich (ebd.). Deutlich wird im Sample zudem, dass durch ein diszipliniertes und engagiertes Arbeiten eine gehobene Position erarbeitet wird, um beruflich aufzusteigen: »Sie sind bemüht, aktiv, umsichtig und kompetent zu arbeiten, um beruflich voran zu kommen.« (Ebd.) Neben der Anerkennung durch die Arbeit ist es in diesem Muster zudem gelungen, durch die guten Positionen ein finanziell unabhängiges und abgesichertes Leben im Ruhestand zu erreichen. Es findet sich eine ökonomisch deutlich abgesichertere Situation als im weiter untenstehenden Engagementmuster III, »*gemeinschaftlich-solidarisches Engagement*«.

Daher finden sich hier auch verstärkt distinktive Züge, die eine Anlehnung an das oberhalb der Distinktionslinie verortete Liberal-intellektuelle Milieu erkennen lassen. Hier findet sich ein »hohe[s] Ethos der Leistung, der Eigenverantwortung und der Chancengleichheit« (ebd.: 509).

Hinsichtlich des Gesellungsverhaltens lassen sich hier wie auch beim Engagementmuster III Dimensionen des von Vester et al. entwickelten Gesellungstypen der »Zurückhaltenden« erkennen. Aufgrund der höheren Stellung im sozialen Raum haben hier jedoch die »Werte der Zurückhaltung und der Respektabilität [...] eine elitär-distinktive Bedeutung« (Vester et al. 2001: 481f). Auch hier sind wie in Muster III die sozialen Kontakte bewusst und dosiert ausgewählt, jedoch stärker verbunden mit einem Gedan-

ken der Wechselseitigkeit. Die Frage danach, welche Gegenleistung erbracht wird, steht stärker im Fokus.

Es findet sich zudem weniger eine Ausrichtung an der Gemeinschaft und stärker die Fokussierung auf das Individuum, so dass das eigene Engagement auch einen Beitrag zum eigenen Älterwerden im Stadtteil leisten soll.

In Abgrenzung zu Muster III finden sich deutlichere elitäre Züge, die durch das Hervorheben des Stilvollen und Exklusiven deutlich werden: der Besuch von exklusiven und teuren Restaurants oder der Feinkostabteilung und die gleichzeitige Abwertung der im Stadtteil ansässigen Kneipe als »Kaschemme« (jedoch nur bei Frau Jakob als weibliche Interviewte), eine Nebentätigkeit nach der Erwerbsarbeit in einem exklusiven Lederwarengeschäft und die dort stattfindenden Feiern »mit *Schlips und Kragen*« sowie der Wunsch nach mehr kulturellen Veranstaltungen im Stadtteil. Auch wird hier eine stärkere Betonung von hierarchischen Strukturen vorgenommen, indem damit die eigene Position aufgewertet werden kann.

Im Folgenden werden die Engagementmuster abschließend verdichtet dargestellt sowie zueinander in Relation gesetzt.